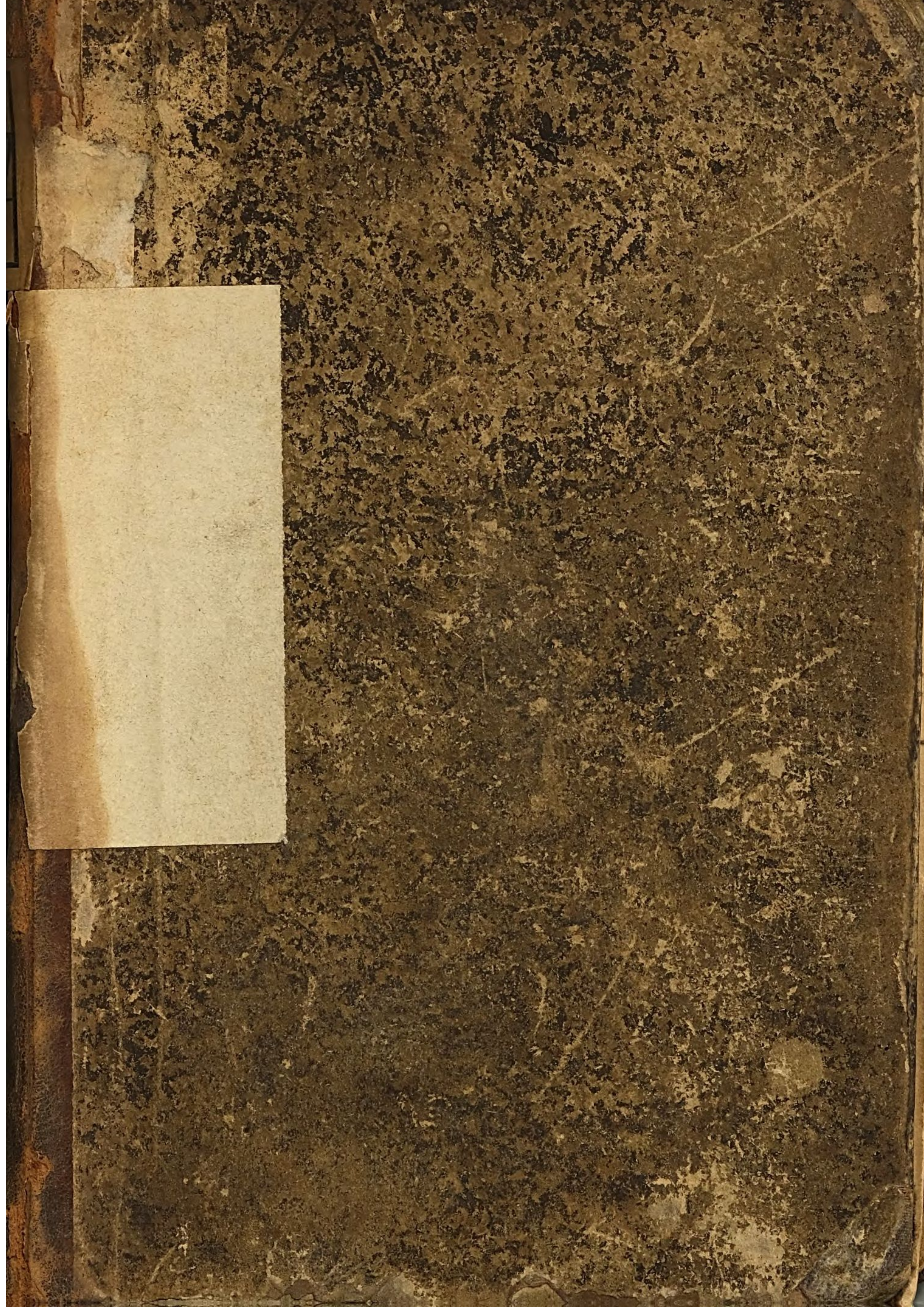




Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	} gegen Voraus- bezahlung	13 M. 50 ſ
Für ein halbes Jahr		7 M. — ſ
Für ein Vierteljahr		4 M. — ſ
Für einen Monat		1 M. 50 ſ
Tagweise für einen Band		— M. 6 ſ

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	} gegen Voraus- bezahlung	16 M. — ſ
Für ein halbes Jahr		9 M. — ſ
Für ein Vierteljahr		5 M. — ſ
Für einen Monat		2 M. — ſ
Tagweise für einen Band		— M. 10 ſ

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29. Kaufingerstraße 29.

36106.

P. o. gall.

2569^o

Zola

<36614658540014

<36614658540014

Bayer. Staatsbibliothek

S



Lili

von

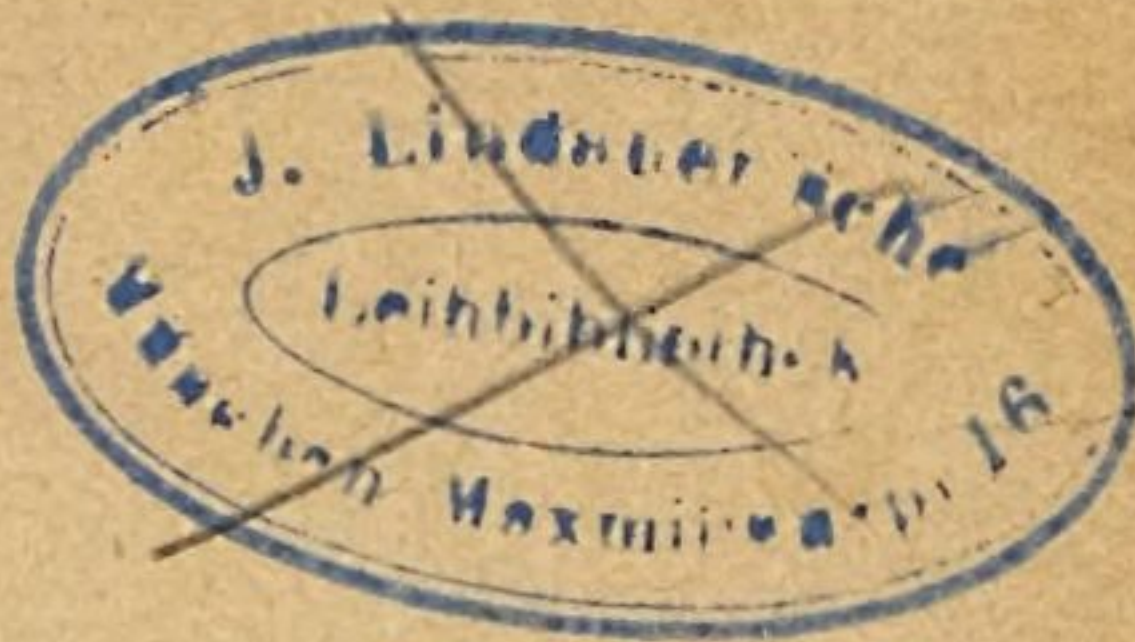
— ❧ — **Emile Zola** — ❧ —

und andere Erzählungen.

Ausgewählt und ins Deutsche übertragen

von

Paul Heichen.



[1888]

Berlin W.

R. Jacobsthal Verlag.



Lili.





Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

u kommst aus den Feldern, Minon — aus den richtigen Feldern, mit den herben Wohlgerüchen, den weiten Horizonten. Du bist nicht thöricht genug, Dich in ein Kasino zu sperren am Ufer irgend eines weltlichen Gestades. Du gehst dorthin, wohin die große Menge nicht geht, in einen vergessenen Laubwinkel, mitten drin in Burgund. Dein Zufluchtsort ist ein weißes Häuschen, versteckt wie ein Nest mitten zwischen den Bäumen. Dort ist's, wo Du Deine Frühlinge verlebst, in der Gesundheit der frischen freien Luft. Und wenn Du auf einige Tage zurückkehrst, sind Deine lieben Freundinnen erstaunt über Deine Wangen, die so frisch sind wie Schlehdornblüten, über Deine Lippen, die so rot sind wie Hagebutten.

Aber Dein Mund ist ganz zuckerig, und ich möchte schwören darauf, daß Du noch gestern Kirichen aßest. Das kommt, weil Du keine kleine Maitresse bist, welche die Wespen und die Ranken scheut. Du gehst wacker drauf los im Sonnenschein, denn du weißt recht gut, daß der Hauch deines Halses durchsichtig ist wie feiner Bernstein. Und du läufst durch die Felder im Rattumkleidchen, unter deinem großen breiten Hut, wie eine mit der Erde auf gutem Fuße stehende Bäuerin. Du schneidest die Früchte ab mit deiner kleinen Stickscheere; verrichtest freilich, das muß man sagen, bloß ein dürftiges Tagewerk, aber du arbeitest doch frischen Mutes und fährst in deine Behausung zurück, stolz auf die rosigen Krallen, welche die Disteln an Deinen weißen Händen gelassen haben.

Was wirst du beginnen im nahen Dezember? Nichts. Du wirst dich langweilen; nicht wahr? Du bist keine weltlich gesinnte Person. Erinnerst du dich noch des Balles, auf den ich dich eines Abends geleitete? Du hattest entblößte Schultern, du frösteltest im Wagen. Es herrschte eine erstickende Hitze auf diesem Balle, unter dem grellen Lichte der Kronleuchter. Du bist sitzen geblieben in der Tiefe deines Lehnstuhls, ganz artig, und bist fast erstickt an leichtem Gähnen hinter deinem Fächer. Ach! wie langweilig! Und als wir nach Hause zurückgekehrt sind, da hast

du, auf deinen verwelkten Blumenstrauß zeigend, ge-
flüstert:

— Da, schau' die armen Blumen da! Ich würde
sterben wie sie, sollt' ich in dieser heißen Luft leben.
Mein lieber, süßer Frühling! wo weilst du?

Wir werden nicht mehr zu Balle gehen, Ninon!
Wir werden zu Hause bleiben in unserer Kaminecke.
Wir werden uns lieben; und wenn wir müde werden,
werden wir uns noch immer lieben.

Ich erinnere mich noch des Ausrufes, welchen du
gestern thatest:

— Fürwahr! eine Frau ist doch recht träge!

Ich habe über dieses Bekenntnis nachgedacht bis
zum Abend. Der Mann hat die ganze Arbeit auf
sich genommen und hat Euch die gefährvolle Träu-
merei überlassen. Die Schuld ist das Endstück des
langen Simmens. Woran soll man denken, wenn
man den ganzen Tag sitzt und sticht? Man baut
Schlösser, in denen man einschlummert, wie Schön-
Dornröschen im Walde, im Harren auf die Küsse
des ersten, die Straße entlangziehenden Ritters.

— Mein Vater, hast du oft zu mir gesagt, war
ein braver Mann, der mich in seinem Hause heran-
wachsen ließ. Ich hab' die Sünde nicht gelernt in
der Schule jener zierlichen Püppchen, welche im Pen-
sionat die Briefe von ihren „Bettern“ in den Gebet-

oder Gesangbüchern verstecken. Niemals hab' ich den lieben Gott mit einem Popanz verwechselt — und ich bekenne, daß ich mich immer mehr gefürchtet habe, meinem Vater Kummer zu machen, als davor, der einst in der Herenküche des Teufels zu schmoren. Du mußt mir auch zugeben, daß mein Gruß ein natürlicher ist, ohne daß ich die Kunst der Komplimente studiert habe; mein Tanzlehrer hat mir auch nicht eingeerziet, wie man die Augen niederschlägt, wie man lächelt, wie man lügt mit dem Gesichte; ich bin von einer schrecklichen Unwissenheit auf dem Gebiete dieser Fragenreißerei gefallsüchtiger Weiber, welche das augenfälligste Stück in der Erziehung eines wohlgeborenen jungen Fräuleins bildet. Ich bin frei und unbewegt emporgediehen, wie eine kräftige Pflanze. Und deshalb eben ersticke ich in der Luft von Paris.

II.

Kürzlich, an einem jener seltenen schönen Spätnachmittage, welche der Frühling uns bringt, saß ich vor den Tuilerien, in dem gelben Schatten der hohen Kastanienbäume. Der Garten war beinahe leer.

Ein paar Frauen saßen, mit Stickereien beschäftigt, in kleinen Gruppen am Fuße der Bäume. Kinder spielten umher; ihr scharfes Lachen gellte hinein in das dumpfe Getöse der benachbarten Straßen.

Meine Blicke blieben haften auf einem kleinen Mädchen von sechs bis sieben Jahren, dessen jugendliche Mutter wenige Schritte von mir mit einer Freundin plauderte. Es war ein blondes Kind, so groß wie mein Stiefel, und besaß doch schon das Aussehen des großen Fräuleins. Sie trug eines jener zierlichen Gewänder, mit denen allein die Pariserinnen ihre Kinderchen herauszuputzen verstehen: ein schwelendes Röckchen von mattroter Seide, das die mit perlgrauen Strümpfen bedeckten Beinchen sehen ließ; ein ausgeschnittenes, mit Spitzen besetztes Leibchen, ein weißes Federhütchen; Geschmeide, eine Halskette und ein Armband von Korallen. Sie sah ihrer Frau Mama ähnlich, besaß bloß noch ein klein bißchen mehr Gefallsucht.

Es war ihr gelungen, den Schirm der Mama zu erhaschen, und nun spazierte sie ernst, mit aufgespanntem Schirm, einher, obgleich unter die Bäume nicht der winzigste Sonnenschein drang. Sie übte sich im langsamen Gange, in dem anmutigen Gleiten, ganz so wie sie es bei den großen Leuten gesehen hatte. Sie wußte, daß sie nicht beobachtet ward; sie wieder-

holte ihre Rolle vollbewußt; versuchte, Mienen zu ziehen, ein liebliches Schmolllippchen zu machen, Kopfwendungen zu machen, Augen zu drehen, ein Lächeln aufzusetzen. Sie trat zuletzt an den Stumpf eines alten Kastanienbaumes, vor welchem sie mit feierlichem Ernst ein halbes Duzend tiefer Knixe machte.

Es war eine kleine Dame. Ich war wirklich erschrocken über ihr Gebahren und ihre Wissenschaft. Sie war noch nicht sieben Jahre alt und kannte schon ihr ganzes Herrenhandwerk. Paris allein ist die Stadt, in welcher man so frühreife Jüngferlein findet, die schon zu tanzen verstehen, wenn sie das Alphabet noch nicht kennen. Ich besinne mich auf die Kinder in der Provinz, sie sind linksch und schwerfällig; sie fühlen sich unbeholfen auf der Erde herum. Lili wird es nicht geschehen, daß sie sich ihr schönes Kleidchen verdirbt; sie spielt lieber nicht; sie hält sich ferzengerade in ihren schweren Röckchen, freut sich darüber, daß sie betrachtet wird, daß sie Stimmen um sich her flüstern hört:

— Ach! das reizende Kind!

Unterdessen knixte Lili fort und fort vor dem Stumpfe des alten Kastanienbaumes. Plötzlich sah ich, wie sie sich aufrichtete und ins Gewehr trat: den Schirm gesenkt, mit Lächeln auf den Lippen und einer etwas albernen Miene. Ich verstand alsbald. Ein

anderes kleines Mädchen, eine Braune im grünen Röckchen, kam den Weg entlang. Es war eine Freundin, und es handelte sich darum, sie in aller Form des vornehmen Anstandes zu begrüßen.

Die beiden Püppchen berührten sich leise mit den Händen, schnitten die zwischen Frauen der gleichen Gesellschaftsschicht üblichen Gesichter. Sie zeigten jenes glückliche Lächeln, welches in derartigen Umständen zu zeigen zum guten Ton gehört. Nachdem sie ihre Höflichkeiten beendet hatten, begannen sie zusammen auf und nieder zu trippeln, unter flötendem Geflüster.

— Sie haben ein allerliebstes Kleid an!

— Der Besatz da ist Valenciennes-Spize — nicht wahr?

— Mama ist heute morgen unpäßlich gewesen. Ich fürchtete schon, nicht kommen zu können, wie ich es Ihnen versprochen hatte.

— Haben Sie Theresens Puppe gesehen? Sie hat eine prächtige Ausstattung.

— Gehört dieser Schirm Ihnen? Er ist entzückend!

Lili wurde puterrot. Sie prahlte mit dem Schirm ihrer Mutter, als sie sah, daß ihre Freundin, die keinen Schirm besaß, sich dadurch gedemütigt fühlte. Die Frage derselben setzte sie nun in Verwirrung —

denn sie begriff, daß sie die Besiegte wäre, wenn sie die Wahrheit spräche.

— Ja, antwortete sie anmüthig. Papa hat ihn mir zum Geschenk gemacht.

Das war der Höhepunkt. Sie verstand zu lügen, wie sie schön zu sein verstand. Sie konnte groß werden: ihr war nichts unbekannt von demjenigen, was eine hübsche Frau ausmacht. Wie sollen bei einer derartigen Erziehung die armen Ehemänner eines ruhigen Schlummers genießen?

In diesem Augenblick ging ein kleiner Knabe im Alter von etwa acht Jahren vorüber, der ein mit Kieselsteinen beladenes Wägelchen hinter sich herzog. Er rief schrecklich laut: „Hü! hü!“ — er machte den Lastfuhrmann; er spielte so recht aus vollem Herzen; im Vorüberfahren hätte er Lili beinahe gestreift.

— Was für ein grober Mensch ist das! rief sie voll Verachtung Sehen Sie doch nur, wie unmanierlich dieses Kind ist!

Die beiden jungen Fräuleinchen lachten auf recht verächtliche Weise. Das Kind mußte ihnen in der That als ein recht kleiner Junge erscheinen, da es also Pferd und Kutscher spielte. In zwanzig Jahren von jetzt an, wenn eine von ihnen ihn heiratet, wird sie ihn immer behandeln mit der Überlegenheit einer Frau, welche mit ihrem Schirm zu spielen verstand

im Alter von sieben Jahren, während er in diesem Alter noch weiter nichts konnte als die Hosen zerreißen.

— Sehen Sie doch nur! sprach Lili weiter; dies große Schaf von Mädchen dort im weißen Kleide, das sich so ganz allein für sich langweilt! Gestern hat sie mich fragen lassen, ob ich gestattete, daß sie mir vorgestellt würde. Denken Sie sich nur, meine Liebe: sie ist die Tochter eines kleinen Beamten! Sie begreifen doch, daß ich habe danken lassen — man darf sich doch nicht in ein schiefes Licht setzen!

Lili schmolte mit der Lippe wie eine beleidigte Fürstin. Ihre Freundin war gänzlich geschlagen: sie besaß keinen Sonnenschirm, und niemand strebte nach der Gunst, von ihr empfangen zu werden. Sie wurde bleich wie eine Dame, welche dem Triumph einer Nebenbuhlerin beiwohnt. Sie hatte den Arm um Lili's Leib gelegt; sie versuchte, ihr von hinten ein paar Falten zu zerknittern, ohne daß sie es gewahr würde. Und dabei lächelte sie ihr zu, so lieb, so huldvoll, mit den kleinen weißen Perlenzähnen, die immer in Bereitschaft zu sein schienen, zuzubeißen.

Als sie sich von ihren Müttern entfernten, bemerkten sie endlich, daß ich sie beobachtete. Von diesem Augenblicke an wurden sie noch zuckeriger. Es war ja ein Herr da, welcher sie betrachtete! Ach, ach! ihr Evasstöchter! der Teufel setzt Euch schon in der Wiege in Versuchung!

Dann brachen sie in Lachen aus. Eine Einzelheit in meinem Anzuge mußte sie überraschen, mochte ihnen wunderbarlich erscheinen: ohne Zweifel mein Hut, dessen Form nicht mehr ganz neu war. Sie machten sich lustig über mich, buchstäblich lustig; sie kicherten mit der Hand über den Lippen, hielten die Perlen ihres Lachens an, wie es die großen Damen in Gesellschaft machen. Ich schämte mich schließlich des Errötens — schämte mich darüber, daß ich nicht mehr wußte, was ich mit meiner Person anfangen sollte. Und ich floh von dannen, räumte das Feld den beiden Püppchen, welche zu lachen und seltsam zu blicken verstanden wie vollendete Frauen.

III.

Ach! Ninon, Ninon! führe sie mir fort, diese Fräuleins, auf Bauerhöfe! kleide sie in grauen Kattun, und laß sie sich fühlen in der Lache, wo die Enten schnattern und Futter suchen. Sie werden dumm wiederkehren wie die Gänse, aber gesund und kräftig wie junge Bäumchen. Und wenn wir sie zur Ehe nehmen, dann werden sie uns lehren, sie zu lieben. Sie werden dazu Klugheit genug besitzen.



Marietta dal' Oro.



I.

Als sie zwölf Jahre alt war, tanzte die Signorita Marietta dal' Dro die Schmetterlinge und Sylphiden im Theater Santo-Carlo zu Neapel. Wunderbarerweise besaß sie nicht das leidende Aussehen, welches gemeinhin die kleinen Balletteusen ihrer Art auszeichnet — regelwidrige Geschöpfe, die von unbestimmtem Drange erfüllt sind nach hellem Licht und herumschweifen wollen in Wald und Flur, die sich beklommen fühlen in der Künstlerwelt, wo sie sich zanken und prügeln.

Marietta, ein unverhältnismäßig frühreifes Kind, trug Saft genug in sich, um die äußeren Ursachen der Entfaltung zu ergänzen; sie war auf die Bäume der Coulißen geklettert und hatte sich in der Sonne der Hintergründe erwärmt. Mit weißen Schneeball-

blüthen im Haare, im rosafarbigem Kreppkleidchen, ganz rosig, ganz weiß, zeigte sie zierlich fleischige Schultern; ihre Arme, wenn auch ein wenig schwäch-
tig, erinnerten in keiner Weise an die jungfräuliche Steifheit, die den Ärmel der jugendlichen Personen am Ellbogen durchreißt; man bemerkte bereits ihren schon muskulösen Schenkel und ihr Knie, das nervig war wie das eines kalabresischen Hühnchens.

Am Theater war ein gewisser Guglielmo Tiradritto, ein ehemals berühmter Tänzer, welcher sich in der schönsten Zeit seines Ruhmes das Bein gebrochen hatte, als er unvorsichtig über die Mauer eines Mädchenklosters zu Bologna geklettert war; woher es kam, daß er bis an das Ende seiner Lebensstage grausam hinkte; aber das ihm unverfehrt gebliebene linke Bein besaß die Gelenkigkeit und Fertigkeit für zwei.

Dank den Ratschlägen Tiradritto's ermangelte Marietta, die mit Flügeln an den Hacken geboren war, nicht, eine bewunderungswürdige, mit lautem Beifall begrüßte Tänzerin zu werden; und andererseits erregte ihre reisende Schönheit, welche durch die noch vorhandenen Liebreize der Kindheit in eigentümlicher Weise erhöht wurde, zahlreiche Gelüste.

Ihre Mutter, eine obskure Statistin und ausgemachte Schurkin, legte sich alsbald ins Mittel und

vertrieb die armen Teufel und Leute von niedriger Herkunft aus ihrer Nähe. Der General Frimont, Fürst von Autrodoco, österreichischer Armeekommandant in Italien, bot einen Schmuck im Werte von sieben-tausend Friedrichsdor — und der Fürst von Salerno, der Bruder des Königs Ferdinand, sprach von nichts Geringerem, als eine Ehe zur linken Hand mit Signora Marietta dal' Oro. Das war doch darnach angethan, einer Ballerine das Köpfchen zu verdrehen; das Köpfchen verdrehte sich denn auch nach bester Möglichkeit, und Marietta ließ sich durch einen jungen Cavalier Palermo's entführen, der keine dreißig Piaster im Vermögen besaß und das Gewerbe eines Possendichters trieb.

II.

Ein halbes Jahr lang hielten sich die beiden Kinder, die lediglich Tiradritto bei sich hatten, in einer Vorstadt von Catania verborgen, am Fuße der sizilischen Berge. Es war eine lachende, süße, helle Morgenliebe. Die Signorina hat sich nie anders

als mit Wehmut dieses armen Lorenzo erinnert, der so hübsche Sonnette machte und so große Augen hatte.

Zu Anfang des Winters bekam sie den Einfall, am Hofe von Modena zu tanzen. Es war nicht mehr die kleine Marietta vom Theater Santo-Carlo; das jugendliche Weib war aus dem frühreifen Kinde herausgewachsen. Ihre unter den Küssen Lorenzo's blutgeschwellten Lippen standen in schärferem Gegensatz zu der Weiße des Gesichts, und die Liebe war lebhaft geblieben in der Tiefe ihrer Augen. Vormal's zu ungesucht und von zu knabenhafter Ungeduld, zeigte ihr Tanz jetzt weiche und sündhafte Schwellungen; es war, als ob ihr Körper sich im Rausche des Ballets mit einer warmen, aus ihm selbst gleich einem leuchtenden Schimmer ausgeatmeten Flamme umhüllte; und ihre Gebärden waren Erinnerungen an Umschlingungen, mit welchen die langgezogene Zärtlichkeit sich auf die Nacken der durch die Hysterie besiegten Zuschauer legte.

Der Herzog von Modena wurde vollständig berauscht. Franz von Este in eigener Person, allein und maskiert, klopfte eines Abends an die Thür der Signorina.

In Erwägung seiner Erhabenheit und durch eine geniale Anstrengung erneuerte die Tänzerin mit entblößten Beinen jene in Vergessenheit geratene Pan-

tomime, deren Geheimnis ihre, den Intriguen des Hofes beider Sizilien vormals mit Aufmerksamkeit folgende Mutter durchschaut hatte — jenen zarten, von Miß Emma Harte der Göttin Hygieia gelehrtten Shawltanz — den Lady Hamilton noch bei den kleinen Soupers der Königin Karolina Maria in Aus- führung brachte. Franz IV. war begeistert und er- klärte, daß er am folgenden Tage wiederkehren würde. Aber die Signorina verschwand bei Tagesgrauen mit dem getreuen Tiradritto.

III.

Von Florenz aus, wo sie längere Zeit verweilte, eroberte ihr wachsender Ruhm ganz Italien. Die „Scala“ ruinierte sich, um sie zu engagieren, und gewann Schätze dadurch, daß sie Marietta engagierte. Damals verknüpfte sie das Band der Liebe mit einem lebenswürdigen Bürger von Alessandria; woraus folgte, daß sie später, um die Zeit ihres Überganges nach Mailand zu bezeichnen, sich ge- wöhnlich der nach dem Beispiele einer schönen Für-

stin durch die Dichter verherrlichten Redewendung bediente: „als ich Republikanerin war“. Aber die Signorina dal' Dro weilte niemals lange bei einer und derselben Laune: trotz der Vorhalte Tiradritto's, welcher ihr, immer stärker hinkend, von Stadt zu Stadt folgte, löste sie ihr Engagement, zahlte dem Impresario der „Scala“ eine erflechte Summe und erschien wieder in Neapel, wo ihre Mutter soeben verschieden war.

Nachdem sie ihre Thränen über diesen Verlust getrocknet hatte, trieb sie absolutistische Politik mit dem Feldmarschall Radetzki, der an Stelle des Fürsten von Rutodoco getreten war; — „als ich Österreicherin war“, sprach sie später, wenn sie auf diese Zeit zu sprechen kam. Sie wollte in Santo Carlo durchaus nicht tanzen, weil damals die Zeit war, wo die Beine der Ballerinen mit ihren kurzen grünen Höschen aussahen wie die Stengel von Palmen; und die Signorina hielt auf rosafarbene Trikots — aber nach drei Jahren süßer Trägheit und unbekannten Liebeslebens nötigte sie der mitleidslos peinigende Dämon der Couliissen, ein Engagement im Covent-Garden zu unterzeichnen. Die Londoner Nebel machten sie beinahe irrsinnig vor Traurigkeit; trotz der Freuden des Theaters behielt sie den Spleen den ganzen Winter hindurch und glaubte Zerstreuung zu

finden dadurch, daß sie Sir William Campbell ihre Hand reichte.

Als man ihr die Hochzeitsblumen um die Stirn legte, lächelte sie schwach.

— Warum lachen Sie, Milady? fragte der Gemahl ernst.

— Hm, meinte sie — ich erinnere mich, Blumen wie diese getragen zu haben im dritten Akte des Ballets, wenn Colombine sich mit Arlequino verheiratet.

Die Flitterwochen boten für Marietta nichts Überraschendes. Sir William blieb indifferent; zwei, drei Verehrer, die sie annahm, brachten ihr Blut kaum in Wallung: so daß eines Morgens in aller Eile Koffer und Kisten gepackt wurden und Milady Campbell sich auf dem Packetboot von Dover einschiffte, zur großen Befriedigung Guglielmo Tiradritto's, dessen Brust sich unter der Intendantenlivree mit Bitternis füllte, und der den ganzen Tag hindurch nichts anderes gethan hatte, als mit seiner Krücke den Takt eines antiken Ballets zu schlagen.

In Paris erinnern sich die Poeten noch an Marietta dall' Oro, die schöne Mimmi mit den Granatlippen, die ihnen Hände voll Sonnenschein ins Angesicht warf und im Gisela-Walzer die Furia der neapolitanischen Tarantellas wirbeln ließ. Innerhalb

acht Tagen war die Signorina eine Berühmtheit und enthüllte sich als Pariserin. Sie besaß Alles, was sich für ihren Besitz schickte: prachtvolle Equipagen, einen schwarzen Diener und den Baron de Chalm, den sie ruinierte wie ein Engel — und eine Loge in den Bouffes an den Abenden, an welchen sie nicht tanzte. Aber man war allgemein der Ansicht, daß sie sich über alles Maß das Schicksal eines schwedischen Musikus zu Herzen nahm, der ihr eine Polka-Mazurka gewidmet hatte und an der Brustkrankheit starb. Es war in der That eine traurige Stunde in diesem lachenden Leben: sie war von Liebe erfüllt, die Abenteurerin, für diesen jugendlichen Fremdling, der zart und schwächlich war wie alle Kranken, der dem Grabe mit einem friedlichen Antlitz entgegensah. Als er starb, weinte sie. In diesem Augenblick zeigten die Zeitungen den Hingang des Sir William Campbell an, der sich an einem Oktobermorgen an einer Cypresse gehängt hatte. Dieser Fall kam ihr sehr gelegen; und der Tod des Gemahls diente ihr als Vorwand, Trauer für den Geliebten anzulegen.

Aber die schwarzen Gewänder mußten sich schnell ab. Die Signorina begann wieder, weltlichen Gedanken nachzuhängen und in die weite Welt zu reisen. In Deutschland ward sie durch mehrfache Begegnungen mit der Gräfin Morgano de Paleastro geehrt: —

eine flüchtige Verbindung, eine sanfte Herzensregung einer hohen Dame für eine Courtisane.

In Wien tanzte sie, dann in Madrid, dann in Lissabon, unaufhörlich turbulent und lustig wie das Glöckchen einer Narrenkappe, jung noch trotz der dahineilenden Zeit, so jung noch wie die kleine Marietta vom Theater Santo-Carlo, und tausendmal reizender. War's denn wirklich möglich, daß sie vierzig Jahre alt war? Diese Thatsache beunruhigte sie nur wenig. Sie ward nach Sanct-Petersburg engagiert, schöpfte Platina-Bergwerke aus, befreite hundert Sklaven, tauchte wieder in Spanien auf und kam wieder zurück nach Rußland. Aber in Moskau packte sie die Kälte; sie bekam Heimweh nach der Sonne und brach auf nach Italien. Unter den Bäumen einer Promenade in Ferrara fand sie jenen armen Lorenzo wieder, der kärglich sein Leben fristete mit Abfassung von Liedertexten für die Oper und Scenarios für die Pantomimen. Das Glend der Gegenwart hatte ihm das Gedächtnis für die Vergangenheit geraubt; er sagte: „Ich bin alt“ und besann sich nur mühsam auf das Theater Santo-Carlo und die Vorstadt von Catania am Fuße des Monte Gibel. Auch die Signorina gab zu, daß seitdem eine lange Zeit verstrichen war.

Was Tiradritto betrifft, so konnte er nicht mehr weiter.

VI.

Mit einem raschen Entschlusse verließ Marietta das Theater und beschränkte sich auf den Vorbehalt, von Zeit zu Zeit einmal, wenn ihre Kammerfrau nicht zugegen war, vor dem Spiegel zu tanzen.

Sie knüpfte durch ein Schreiben ihr altes Freundschaftsverhältniß mit dem Baron de Chalmy wieder an und ließ sich in Frankreich nieder unter dem Namen Milady Campbell.

Fünf Jahre verstrichen.

An einem Winterabend ließ sich die reuige, aber noch immer schöne und unverbesserlich gefallsüchtige Tänzerin mit weißen Schneeballrosen frisieren und in rosa Krepp kleiden, zwischen den Spiegeln eines Boudoirs, in ihrem kleinen Hotel auf der Avenue Marigny, das reizend war wie ein Favoritinnen-Pavillon mit seinen bunten Glascheiben und seinen leichten Erfern, wo bengalische Rosen im Verein mit chinesischem Kaktus blühten — aber der Baron de Chalmy, den sie erwartete, kam nicht. Um bei der Wahrheit zu bleiben: er schrieb, daß er seine Besuche einstellen werde. Und welchen Grund gab er an für diesen Entschluß? Daß er sechzig Jahre alt wäre. — „Ausflüchte!“ sagte Marietta, die ihrer fünfzig zählte.

Dieser Entschluß des Barons brachte sie in Verlegenheit. Sollte sie zum Theater zurückkehren? Ein paar Falten, die durch das Perlweiß schlecht verdeckt waren, trafen, den Gliedern eines Fächers gleich, die sich strahlenförmig um ein Scharnier reihen, in einem Grübchen am Rande ihres Auges zusammen; das Fleisch ihres Halses, das ehemals so köstliche Weiße zeigte und dessen Farbe jetzt derjenigen alten Elfenbeins und alter Spitzen gleichsam, blähte sich nach der Mitte zu auf, als ob es parallel von zwei unsichtbaren Fäden gepreßt würde; endlich war sie jetzt ein bißchen fett, und ihre Formen zeigten nicht mehr die frühere Eleganz. Aber die ersten Angriffe des Alters hatten ihre Schönheit weniger berührt, als vielmehr umgewandelt; eine feuchte und schmachtende Anmut umhüllte sie; sie hatte die milde Verführung dessen, was nicht mehr sein wird, wie sie ehemals den scharfen Reiz dessen besessen hatte, was noch nicht ist; und man dachte in ihrer Nähe an eine prächtige und frische Rose, welche schon, als einen Reiz mehr, den unbestimmten traurigen Duft hat, der einer zwischen den Blättern eines Buches aufbewahrten Blume entströmt. Übrigens war die Tänzerin in ihrem Innern keineswegs gestorben: sie litt grausam unter ihrem Verzicht auf die turbulenten Freuden der Abenteuer; die Unauslöschlichkeit ihrer Erinnerungen

war ihr nicht ausreichend; sie hatte Auflehnungen, die sie nur schlecht zu unterdrücken vermochte; in den Stunden, wo sie vormal's zum Theater ging, empfand sie jenen eigentümlichen Seelenschmerz, Heimweh genannt, welcher zur Zeit der Wanderung die Flügel der Vögel in zitternde Bewegung versetzt; das Zimmer, in welchem sie am liebsten weilte, hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Loge zwischen zwei Couliissen, mit seinen Vorhängen in grellen Farben, seinen unabgenützten Möbeln, seinen scharlachfarbenen, hie und da verstreuten Decken, seinen großen hohen, an den Ecken gebrochenen Spiegeln; sie hatte die den Couliissen eigentümlichen Redewendungen nur wenig abgestreift; sie wäre nie imstande gewesen, die Gewohnheit des plötzlichen Duzens abzulegen; und wenn sie auf einem Künstlerballe sich zu einer Quadrille bereit finden ließ, so setzten ihre langen Röcke, durch eine Begriffsverwechslung, sie in Verwirrung wie eine schamlose Kleidung.

V.

Sie trat wieder in der Oper ein, und alles ging gut drei Jahre lang; denn sie besaß einen Fenille-

tonisten, ich will sagen: einen Verehrer, der sich alle Freitage einschloß, um vierundzwanzig Blätter Papier zu beflecken, die ein Journal alle Montage zum Abdruck brachte. Aber der Feuilletonist trug eine Perrücke. Bei einem Streite anläßlich einer jungen Dame vom Balletcorps, deren Taille er über alles Maß herausgestrichen hatte, riß ihm Marietta die Perrücke vom Kopfe und warf sie ihrer Nebenbuhlerin vor die Füße. Gedemüthigt, druckte der Feuilletonist, welcher das Alter seiner Maitresse kannte, die Ziffer desselben in seinem Blatte ab — und das Engagement der Tänzerin ward nicht erneuert.

Glücklicherweise hatte sie hinter dem Harlekinmantel bisweilen einem Vaudeville-Schreiber ein Lächeln verehrt — und dieser verschaffte ihr einen Platz im Theater der Porte-Saint-Martin. Dort verkaufte sie, um eine als schlecht bekannte Statistin, die wegen eines Komikers in einer Singspielhalle in Schulden geraten war, und der sie in ihrem kleinen Hotel in der Avenue de Marigny Aufnahme gewährte, zum Dank zu verpflichten, ihre Diamanten; aber sie kaufte andere dafür, die sie nicht bezahlte. Ihr Mobiliar konnte gepfändet werden; sie ließ es auf den Namen ihrer Freundin schreiben: so daß diese sie eines Abends vor die Thür setzte und sie: „alte Narrin!“ schimpfte.

Marietta weinte bitterlich; es war das erste mal, daß man sie „alt“ nannte. Mit dem treuen Tiradritto, der unaufhörlich ihr Begleiter blieb, bezog sie eine Wohnung in einem Gasthause. An der Porte-Saint-Martin hatte sie wenig Glück; ein Theater ersten Ranges bot ihr indes eine zweite Rolle an in einem neuen Ballet. Sie lehnte ab und verkaufte, um Mittel zum Leben zu gewinnen, die Diamanten, die sie nicht bezahlt hatte. Aber gerichtlich belangt, mußte sie das Geld wieder herausgeben und nahm eine dritte Rolle in einem Theater zweiten Ranges an. Nach dreißig Vorstellungen ohne Erfolg ward sie verabschiedet; man sagte, sie hätte zu dicke Beine. Dies aber wirkte tödlich auf sie. Und doch war sie eine große Künstlerin. Sie war jetzt fünfundfünfzig Jahre alt.

Eines Tages, als sie blutarm dastand, ging sie zu dem Vaudevillen-Schreiber, der ihr, so glaubte sie, ihr Lächeln nicht vergessen haben könnte. Er bot ihr zwanzig Francs an. Sie nahm sie an. Bei dem Feuillettonisten, wo sie sich nachher melden ließ, ward sie nicht vorgelassen; auf der Straße drehte sie sich nach dem Hause ihres einstigen Verehrers um und sah am Fenster die Kleine vom Balletcorps, heute die erste Tänzerin, welche sie erkannte und laut auslachte. „Dieser Besenstiel!“ rief Marietta; denn man muß sich doch rächen!

Ein andermal hatte sie bloß noch zehn Sous in einem alten zerrissenen Portemonnaie; sie läutete an der Pforte des Barons de Chalm. Sie dachte: er ist doch ein Edelmann!

— Sie wünschen, meinen Vater zu sprechen, Madame? fragte ein ganz junges Mädchen, das neugierig hinter dem Diener zum Vorschein kam, als die Pforte geöffnet ward.

— Nein, mein Fräulein! antwortete die alte Sünderin errötend — ich habe mich im Stockwerk geirrt.

Marietta und Tiradritto lebten jenes traurige Leben, in welchem man sich allmorgendlich wundert, am Abend vorher gegessen zu haben.

VI.

In der Rue de la Tour d'Auvergne existierte ein Tanzkursus, welcher von einem alten Soldaten geleitet ward. Marietta erstand dies Etablissement. Sie hatte kein Geld dazu, aber sie versprach die Zahlung.

Am Donnerstag veranstaltete sie einen Ball.

Man weiß, wie es steht mit dieser Art von Ballm.
 An der Thüre bezahlte niemand, obgleich Tiradritto
 starr und steif an der Kasse saß. Um Mitternacht
 aber trank man Champagner; das brachte etwas
 Geld ein. Marietta komponierte Ballets; sie brachte
 sie selbst zur Aufführung mit den minder dummen
 Geschöpfen unter ihren Zöglingen; denn sie hatte
 Zöglinge, die gar nichts zahlten. Eines Abends ließ
 sie in einem Winkel des Ballsaals ein Tempelchen
 auflegen; nun wurde an jedem Mittwoch gespielt;
 ein paar Personen wurden gerupft; man wollte wissen,
 daß Marietta am Gewinn ihren Anteil hatte; das
 war nicht wahr; alles in allem hieß das Ballhaus
 von da an ein Spielhaus: so daß die Polizei, die
 wohlunterrichtet war, eines Nachts sich mit Gewalt
 Zugang verschaffte, die Karten mit Beschlag belegte
 und die Spieler auf die Straße warf. Die Männer
 fluchten; die Weiber lachten; man ließ Fiaker zur
 Stelle holen und jedermann kehrte zu sich nach Hause
 zurück, mit Ausnahme von Marietta und Tiradritto,
 die auf dem Straßenpflaster blieben aus dem doppel-
 ten Grunde, weil sie kein Geld hatten, einen Wagen
 zu mieten, denn die Kasse war gleichfalls mit Be-
 schlag belegt worden, und weil der Ballsaal, aus
 welchem man sie hinausgejagt hatte, ihre einzige
 Wohnstätte war.

Dies geschah während des Karnevals, im Februar; es fiel ein sehr feiner, schwacher Regen, fast blos ein Nebel — aber der Wind blies stark. Mit weißen Schneeballenrosen im Haar, mit rosa Krepp bekleidet, trug Marietta einen kurzen Rock, der ihre noch immer schönen Beine zeigte.

Die Nächte sind gar lang.

— Was nun anfangen? fragte die Tänzerin.

Der Nordwind pfiff ihr kalt um die Waden.

— Kommen Sie, sagte Tiradritto; ich kenne den Revisor eines vorstädtischen Ballhauses. Er wird uns umsonst hereinlassen, und Sie werden sich wärmen können.

Sie gingen. Aber der Revisor wollte sie nur unter der Bedingung hereinlassen, daß sie ihm ein Glas Wein zahlten.

— Meinetwegen! sagte Tiradritto.

Da er viel schlechte Bekanntschaft besaß, hoffte er jemand auf dem Balle zu treffen, der ihm zwanzig Sous leihen würde. Er traf wirklich einen Freund, der ihm zwei Francs vorstreckte. Nachdem der Wein getrunken war, mußte er auch bezahlt werden. Es gab einen Streit mit dem Kellner. Man führte Tiradritto und Marietta auf die Wache, wo sie die Nacht kampieren mußten.

— Wie schmutzig es hier ist! sagte Marietta, als sie eintrat.

Das war eine traurige Nacht.

VII.

Unweit von den Festungswerken, auf der Seite der Barriere de l'Ecole, giebt es verschrieene Häuser, in welchen die Bettler schlafen. In einer von diesen Höhlen wohnten von nun an die beiden Elenden. Marietta hustete stark, weil die Fenster nicht schlossen. Sie war mager geworden; sie war jetzt vierundsechzig Jahre alt; sie war häßlich; sie sagte: „Wenn ich Geld habe, dann will ich mir einen Spiegel kaufen.“

Indessen: wovon lebten sie? Guglielmo Tiradritto, der morgens fortging und niemals vor sinkender Nacht zurückkehrte, brachte manchmal ein paar Sous mit.

— Ich habe geborgt, sagte er.

Eines Tages wagte sich Marietta in das Sonnenlicht hinaus — da hörte sie eine Tanzmelodie, die auf dem Hof eines nahen Hauses von einem Leier-

kasten gespielt ward. Sie erinnerte sich, vor Jahren nach dieser Melodie vor Franz von Este, dem Herzog von Modena, getanzt zu haben; sie stieß einen tiefen Seufzer aus und, in träumerisches Sinnen versunken, trat sie in den Hofraum. In schmutziger Kleidung stand Tiradritto am Leierkasten, drehte mit der Rechten die Kurbel und schlug mit der Krücke den Takt, während er in einemfort mit heiserer Stimme rief:

— Meine Damen und Herren! vergessen Sie eines armen Krüppels nicht, wenn's beliebt!

Marietta sprang ihm an den Hals.

— Spiel' noch einmal! spiel' noch einmal! rief sie — und nun hob sie ihren alten zerfetzten roten Wollrock in die Höhe, zeigte ihre schmutzigen mageren Beine, von denen eines ohne Strumpf war, und fing an zu tanzen, in Lumpen, mit fliegendem Haar, schauerlich — jene in Vergessenheit geratene Pantomime, deren Geheimnis ihre, den Intrigen des Hofes beider Sizilien vormals mit Aufmerksamkeit folgende Mutter durchschaut hatte, jenen zarten, von Miß Emma Harte der Göttin Hygieia gelehrtten Shawltanz, den Lady Hamilton noch bei den kleinen Soupers der Königin Carolina Maria in Ausführung brachte. Eine Köchin, die gerade über den Hof schritt, rief ihnen zu:

— Abscheuliche Affen!

Von diesem Tage an bettelten sie zusammen; er spielte, sie tanzte; man gab ihnen Almosen, weil sie zum Lachen reizten; sie konnte sich einen Spiegel kaufen und einen Schminktopf. Aber Marietta's Erkrankung war asthmatisch geworden. Eines Tages sagte sie: „Ich bin krank!“ und legte sich auf die Britsche in der schmutzigen Herberge. Am andern Morgen fühlte sie sich besser; aber am Abend starb sie — den Erstickungstod.

Wenn Pferde den Leichenwagen ziehen und gar weiße Federbüsche tragen, so kostet das gar viel, gar viel Geld. Marietta dall' Dro ward also zur Ruhe bestattet. Tiradritto allein folgte dem Trauerwagen. Da er am Tage vorher beim Einstoßen einer Thür seine Krücke zerbrochen hatte, so mußte er, um aufrecht gehen zu können, sich mit beiden Händen an das Hinterteil des Wagens klammern.

Am Ausgange des Kirchhofes packten ihn zwei Polizisten am Kragen, unter der Anschuldigung, daß er für fünfhundert Francs Juwelen aus dem Laden eines Goldschmieds gestohlen hätte. Acht Wochen später ward er abgeurteilt. Man sperrte ihn in eine Strafanstalt, statt ihn auf die Galeeren zu schicken, weil er zu alt war — er zählte siebenundsiebenzig Jahre.

O Marietta dall' Dro! — o Tiradritto!



Pariser Vorstadtleben.





Müde von dem Spektakel der Menge, angewidert von dem Kreischen der Liebesgöttinnen, ging ich spazieren auf dem Boulevard Montparnasse. Ich bog in die Rue de la Santé ein, von da in die Rue du Pot-au-Lait und in die unsicheren Wege längs der Bièvre. Dies kleine Flößchen, das in Buc eine so liebliche Bläue zeigt, ist in Paris schmutzigschwarz. Manchmal atmet es sogar dumpfige Gerüche aus nach Straßenschlamm und altem Leder; aber es wird fast immer umsäumt von zwei Bändern hoher Bappeln und umrahmt von seltsamlich traurigen Ansichten, die in mir etwas wie ferne Erinnerungen oder wie die untröstlichen Rhythmen Schubert'scher Musik wachrufen. Welch eine seltsamliche Straße, diese Rue du Pot-au-Lait! einsam, abgesperrt, mit steilem Gange hinunterführend auf einen großen unbewohnten

Weg mit in den Rot gepflasterten Steinen; der Bach läuft mitten in der Straße und trägt auf seinen kleinen Fällen Inselchen von Gemüserestern, welche die schwarzen Wellen mit grünen Flecken durchsetzen. Die Häuser, welche ihn einfassen, stützen und schließen einander. Die Läden sind gesperrt, die geschlossenen Thüren sind mit dicken Nägeln beschlagen, und hier und dort rutscht ein Bölkchen von kleinen Gassenrangen mit schmutziger Nase, krausem Haar auf den Knien herum, trotz der Mahnungen der Mütter, und spielen eine endlose Schusserpartie. Man muß sie sehen, wie sie, zusammengekauert, ihre kurze, hinten geflickte Hose zeigen, aus welcher ein weißes Fähnchen herauslugt; wie sie sich mit der linken Hand auf die Erde stützen und eine kleine Schusser in ein großes Loch praktizieren. Sie stehen auf, springen herum, stoßen Freudenschreie aus, während der Partner, eine kleine ebenso schlimm herausstaffierte Kange, eine Schmolllippe macht und die Geschicklichkeit seines Gegners mit Unruhe wahrnimmt. Eine in der Luft hängende, an zwei gegenüberstehenden Häusern durch ein Seil gehaltene Laterne erhellt die Straße. Vor einiger Zeit waren die Stricke gerissen, und die Laterne wurde gehalten durch tausende von kleinen Bindfäden, welche den dicken Stricken halfen, ihre Last zu tragen. Man hätte die Laterne, inmitten dieses Gewirrs von

Strickchen, für eine an ihrem Netze webende Riesenspinne halten können. Geht man die lange Straße weiter, so kommt man, nachdem man einige Minuten gegangen ist, an einen kleinen, mit grünen Wasserpflanzen moirierten Sumpf. Man könnte meinen, vor einem exotischen Rasenplage zu stehen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Frösche von den Gräsern hüpfen und quaken und braune Wassertröpfchen auf das Laub spritzen.

Die Aussicht ist beschränkt. Auf der einen Seite die Bièvre und eine Reihe von Ulmen und Pappeln, auf der andern die Festungswälle. Buntfarbige Wäschestücke, die auf einem Seile trocknen; ein Esel, welcher die Ohren schüttelt und sich mit seinem Schwanze die Flanken schlägt, um die Mücken zu verscheuchen; ein bißchen mehr entfernt eine rohe, aus Latten gebaute, mit Mörtel beworfene, mit Stroh bedachte, von einem Rohr, durch welches der Rauch entweicht, durchlöchernte Hütte: das ist alles. Es ist herzerreißend, und doch entbehrt diese Einsamkeit nicht des Reizes. Es ist nicht die durch das Treiben der Ladenschwengel entweichte Landschaft der Umgegend von Paris, nicht jene, sonntags von Menschen vollgestopften Wäldchen, deren Unterholz besäet ist von grauen Papieren und Flaschenböden; es ist nicht die richtige grüne, hell in der Sonne lachende Landschaft;

es ist eine Welt für sich, traurig, öde, aber eben dadurch einsam und reizend. Ein paar Arbeiter oder ein paar Weiber, mit dem Korb am Arme, an der Hand ein Kind, das sich ziehen läßt und selbst ein kleines, blau lackiertes Holzwägelchen mit gelben Rädern zieht, unterbrechen allein die Einförmigkeit der Straße. Manchmal des Sonntags giebt vor einer kleinen Kneipe, deren Wetterdach umkränzt ist mit tiefgrünen Reben und dicken blauen Trauben, eine Kunstreiterfamilie ihre Vorstellungen angesichts der draußen an Tischen sitzenden Zecher. Ich sah ihrer einmal drei, alle im jugendlichen Alter, und eine Dirne mit bernsteinfarbigem Teint, großen verstörten Augen, die schwarz waren wie Obsidiansteine. Sie hatten ein mit Kreide beriebenes Seil gespannt, das auf zwei X-förmig errichteten Pfählen ruhte. Ein Bossenreißer mit abscheulich häßlichem Gesicht drehte während dieser Zeit die Kurbel eines Leierkastens. Von allen Seiten sah ich Kinder herbeilaufen; sie kamen schweißtriefend an, stellten sich im Kreise auf und warteten mit einer sichtlichen Ungeduld auf den Beginn der Vorstellung. Die Seiltänzer waren bald fertig: sie schlangen sich um die Stirn ein rosafarbenes Band, das mit kupfernen Schuppen besetzt war, ließen ihre Muskeln krachen und schlangen sich auf das Seil.

Sie waren Anfänger in ihrem Handwerk, und

nach einigen Gliederverrenkungen stürzten sie der Länge nach auf das Pflaster nieder, auf die Gefahr hin, sich den Hals zu brechen. Die Menge johlte. Ein armer kleiner Teufel, der gefallen war, richtete sich mühsam empor und rieb sich die Lenden. Er litt heftigen Schmerz, und trotz heldenmütiger Anstrengungen drangen ihm zwei dicke Thränen aus den Augen und flossen herab über die Wangen. Seine Brüder schoben ihn beiseite, und seine Schwester fing an zu lachen und kehrte ihm den Rücken zu.

Plötzlich trat ein hoher Greis, den ich kaum erst gesehen hatte, und von dem ich hörte, daß er der Vater dieser Künstlerschaft sei, vor, mit einem Zinnbecher in der Hand, und sammelte ein, den Ertrag auf einen Teppichfetzen schüttend. Seine Künste kamen an die Reihe. Sein ältester Sohn breitete einen Lumpen auf das Pflaster; der Alte trat auf denselben; kerzengerade stand er da, die Arme in die Luft gestreckt, und wartete so einige Sekunden. Ich hatte nun volle Muße, ihn zu betrachten. Er war ein Mann im Alter von etwa fünfzig Jahren. Seine nackten Arme waren mit Pelzringen, die fast ausfahen wie Handschellen, umringelt, und ein leichtes Unterbeinkleid, aus imitierter Tigerhaut, mit Stahlschüppchen besetzt, umhüllte seine Lenden und das Oberteil seiner Schenkel. Die Haut seines Schädels

war rissig wie eine zu scharf gebrannte Erde, und seine dicken Lider fielen zurück auf seine mit schwarzen Ringen umzogenen Augen. Seine Söhne trugen Gewichte herbei, die man den Zuschauern in die Hände gab. Sie waren nicht etwa aus Wappe, sondern richtig aus Eisen. Man stellte sie ihm vor die Füße, er krümmte sich und hob sie auf. Die Muskeln seines Halses bläheten sich auf und zersurchten sein Fleisch wie dicke Stricke. Er richtete sich wieder auf und warf mit diesen schweren Massen um sich wie mit Fangbällen, fing sie bald auf mit dem Biceps, bald mit dem Rücken, bald balancierte er sie zwischen den Schultern. Dieser Athlet hatte das finstere Aussehen jener alten Gäule, die Tag für Tag eine Mühle drehen. Ein paar Kunststücke noch, und ein paar Saltomortales beendigten die Vorstellung. Die Künstlertruppe trat in die Kneipe und ließ sich Getränke reichen.

Es war spät. Die Sonne ging zu Rüste, und die sie umgebenden Wolken schienen von Blutströpfchen besleckt; es war Essenszeit, ich trat in die Kneipe hinein und setzte mich an einen Tisch neben eine große Kaze, die ich streichelte und die mir die Hand mit ihrer Zunge kratzte. Man setzte mir ein leidiges Essen vor — und als ich bei dem Augenblick angekommen war, wo man sich eine Cigarette zu seinem

Kaffee dreht, sah ich mir die Becher an, welche diese „Stampe“ füllten.

Die Schiffer saßen zur Linken; der Alte schnarchte, mit der Nase im Glase — eine Dirne sang und leerte rote Becherchen — und gegenüber von ihnen saß ein Trunkenbold, der sich bis zur Kirchröte eingeheizt hatte, und erzählte sich selbst so schnurrige Geschichten, daß er sich krümmen mußte vor Lachen. Ich zahlte meine Beche und ging meine Straße weiter, ganz sacht. Ich erreichte bald die Rue de la Gaîté. Ich kam von wenig begangenen Wegen her und setzte den Fuß in eine der belebtesten Straßen. Tanzlieder schallten durch die geöffneten Fenster; große, an die Thür einer Singspielhalle geklebte Zettel kündigten das Auftreten von Frau Adele, Liedersängerin, und die Rückkehr des Herrn Adolph, eines verrückten Komikers, an. Weiterhin, im Schaufenster eines Weinhändlers, erhoben sich Bauwerke von Weinbergsschnecken, deren hellfarbiges Fleisch mit grünen Flecken punktiert war; Kuchenbäcker türmten in ihren Schaufenstern Unmengen von feinen Bäckereien auf, die einen in Form einer Kuppel, die anderen glatt, flach und mit einer rötlichen, schlickernden Leimmasse verziert; diese mit bräunlichen Strahlen gestreift, jene aufgeplatzt und ihre dicken Fleischpartien von schwefelgelblicher Farbe zeigend. Diese Straße rechtfertigte

ihren heiteren Namen. Während ich mich fleißig umsah und mich fragte, ob ich in ein Balllokal oder ein Konzerthaus treten sollte, fühlte ich, wie mir auf die Schulter geklopft ward; und vor mir stand ein Freund, ein Maler, der auf der Suche war nach phantastischen Typen. Erfreut darüber, daß wir uns getroffen, gedachten wir vergangener Zeiten, gingen die Straße wieder aufwärts und traten in ein Balllokal. Welch' ein seltsames Bild, ein solcher Arbeiterball! Ein Durcheinander von kleinen Arbeitermädchen und vorsündfluthlichen Nymphen, die zum größten Theile berauscht sind und die Wände entlang hocken; Hausmütter mit kleinen Rangen, die lachen und springen aus Freude; wackere Arbeiter, die sich's gut sein lassen für ihr Geld, und gemeine Kuppler. Die Dirnen tanzten und die Papas und Mamas tranken Glühwein aus dicken runden Stehgläsern. Die Kinder kletterten auf die Tische, klatschten in die Hände, lachten, schrieten, riefen nach ihrer großen Schwester, die ihnen zulachte und einen Kuß gab, sobald der Rundtanz beendigt war.

Aber die Zeit rückte vor, und wir beabsichtigten, ins Konzert zu gehen; wir verließen das Ballhaus und traten in einen mit Gas erhellten, durch eine Portière aus gelblichem Samt verschlossenen Gang. Der Saal war groß, aber verziert mit gesichterschneiden-

den Masken aus rotem Ziegel, mit Haaren aus schreiendem Grün. Diese Masken hatten offenbar die Bestimmung, die Komödie sinnbildlich darzustellen. Die Bühne war hoch und geräumig, das Orchester bestand aus einem Duzend Musiker. Pst! Stille! Der Vorhang hebt sich — die Geigen stimmen eine klagende Melodie an, Paukenschläge und Flötentre-molos mischen sich drein, und ein Herr im schwarzen Frack, mit beinahe sauberen Handschuhen geschmückt, mit unheilvoller Miene, bleichem Teint, fast zahnlosem Munde, erscheint. Beifallklatschen begrüßt ihn von der, wie wir bemerken, ziemlich schlecht besetzten Galerie. Wir stehen einem ersten Tenor gegenüber. — Saperlot! passen wir auf! Ich weiß in Wahrheit nicht recht, was er singt: er schreit gewisse Worte und verschluckt die anderen. Von Zeit zu Zeit schleudert er mit einer freischenden Stimme das Wort „Elsaß!“ aus seiner Kehle. Man klatscht Beifall, und er scheint überzeugt, daß er musikalisch singt. Fünf Couplet-Verse folgen in einer Reihe; dann macht er eine tiefe Verbeugung, den linken Arm schwenkend, den rechten auf die Brust gepreßt, gelangt zur Thür im Hintergrunde, dreht sich um, macht eine neue Verbeugung und zieht sich zurück. Frenetischer Beifalls-jubel erbraust von allen Seiten; man brüllt: *Dacapo*, — stampft mit den Beinen, das Orchester wiederholt

die ersten Takte des Liedes, und der Tenor erscheint wieder, verneigt sich, und leiert mit seiner grellsten Falschsetzstimme den von Chauvinismus und Revanche gepfeffertsten Vers des Liedes noch einmal herunter; dann verneigt er sich abermals und flüchtet sich, verfolgt von rauschendem Beifall. Das Geschrei verstummt allmählich, die Musiker schwagen und wischen sich die Hände ab — und ich versinke in Bewunderung vor dem auf einem zerrütteten Körper sitzenden, illuminierten Gesicht eines alten Trunkenbolds. Welch ein Reichthum der Schattierung! welch ein prächtiges Kolorit! Dieser Mensch gehörte offenbar zur vornehmsten Klasse der Säufer; denn er leerte ein Glas nach dem andern hinunter in seinen Rachen — und hatte sich wahrlich seine charakteristische Nase nicht durch Zinnober und Nebenschwarz, wohl aber durch die feine Blume des Weins und durch den echten Hauch des Schmukes hergestellt.

Ich werde in meiner Beschauung gestört, ach! durch einen Paukenschlag und einen Wirbel der großen Trommel. Die Thüre des Hintergrundes öffnet sich mit beiden Flügeln, und ein feistes Frauenzimmer mit weit ausgeschnittenem Korsett tritt vor bis zum Loche des Souffleurkastens, wiegt und schaukelt sich und kreischt mit entsprechenden Gebärden:

— Ach! gebt mir die Soldaten wieder!

Dieses Lied ist dumm und gemein — und, aufrichtig gesagt! dann hör' ich doch noch lieber ein sentimentales Lied mit fränklichen Reimen. . . Es war elf Uhr, als wir hinausgingen.

— Weißt Du, sprach mein Freund zu mir — da wir nun soviel besucht und gesehen haben in diesem Stadtviertel, so denk' ich, wir gehen bis auf den Grund und treten noch in die Weinkneipe hier herein. Wer weiß? Wir amüsieren uns am Ende besser als wir denken.

Wir standen gerade vor dem Laden, in dessen Schaufenster ein Heer von Schnecken aufmarschiert stand. Der Laden war voll; wir drängten uns durch die Menge und erreichten einen kleinen Saal im Hintergrunde, wo wir zwei freie Plätze finden, zwischen einem wunderbar häßlichen Kohlenhändler und zwei nicht minder häßlichen Dirnen, die mit Bier Schüsseln voll Schnecken vertilgen. Plötzlich stehen alle Gäste auf und machen den Weg einem kleinen Mann frei, der eine Mandoline unter dem Arme trägt.

Wir befanden uns, wie ich später erfuhr, „Herrn Charles“ gegenüber, dem berühmten Volksänger.

Ich skizziere in aller Eile sein Gesicht. Denkt euch einen Zwiebelkopf, eine sehr hohe Stirn, zottig und fett; eine aufgestülpte, schnippische, schnökernde

Nase, die sich stoßweise hebt und senkt; einen Schnurrbart in Form einer Schuhbürste; eine dicke, aufgeworfene Lippe, in der Färbung der Eierpflaume, und riesige, an die Schläfe geklatzte Ohren — einen phantastischen Teint, stellenweise apfelgrün, an andern Stellen safrangelb — eine erstaunliche Stimme, die sich senkt bis zu den tiefsten Noten, und näselnd klingt in den gewöhnlichen Stimmlagen. Er war bekleidet mit einem schwarz und braun gepunkteten Mantel, mit steifem Kragen und zerlöcherten Taschenklappen, und trug eine Hose von Asphaltsfärbung. In der linken Hand hielt er eine Mandoline, stützte sein Kinn neben die Saiten und streichelte mit der rechten Hand den Bauch des Instrumentes, welches auf flägliche Weise ächzte. Er verneigte sich und blickte mit Stolz um sich. Er sang mit seiner stärksten Stimme das „Canailienlied“ — empfing klingenden Beifall, goß ein Glas Wein hinunter, das ich ihm kredenzte, und schickte sich an, das Lokal zu verlassen, als er zurückgerufen und inständig gebeten wurde, die Versammelten mit dem „Châteaudun“ zu erfreuen.

Er sang die Verse, und jedermann fiel ein in den Schlußvers:

„Es spieen Blitze die Kanonen

„Bei Châteaudun . . . wir pfeifen auf das Leben!

„Befräng' uns, Tod! mit deinen Pulverkronen,

„Komm' nur heran! du brauchst uns nicht zu schonen —
„Wir werden uns den Preußen nie ergeben!

Als das Lied ausgesungen war, verließ er das
Lokal. Wir thaten ebenso und suchten unser Nacht-
lager auf.



Warum nicht?



I.

arcel war im Begriffe sich zu verehelichen. — Das ist, wird der liebenswürdige Leser ausrufen, ein Unglück, das jedermann zustoßen kann!

Mag sein — der Tod auch; aber die Katastrophe darf nur nicht zu zeitig eintreten.

Nun: er besaß noch seine sämtlichen Zähne, auch noch ein paar Illusionen, so ziemlich viel Haare und den Ruf eines geistreichen Menschen Weder Schmerbauch, noch Gicht, noch Reißen irgend welcher Art. Was wollte er also im ehelichen Joche? dieser vorschnelle Jüngling!

Aber die diplomatischen Manöver der Gräfin Renée, die ihn durchaus verheiraten wollte, hatten seinen nur allzu gerechten Widerstand beseitigt; und

ohne zu wissen weshalb — so wie jene Leute, die sich halb willig, halb mit Gewalt in eine Komödie mitschleppen lassen, deren Titel sie einigermaßen anlockt, aber die ganz Paris schon gesehen hat — hatte er schließlich nachgegeben.

— Schließlich, wenn's mich zu sehr langweilt, dachte er bei sich, werde ich mich schon wieder herauszudrehen wissen.

So hatte er denn seine Anfrage gestellt.

Anständige, passende Verbindung — fest angelegtes Vermögen — ehrenwerten und freigebigen Schwieger- vater — Braut im Kloster erzogen; und zuletzt — ein Umstand, welcher Marcel vornehmlich beeinflusst hatte: gänzliche Ermangelung einer Schwiegermutter!

Die Sache verdiente Erwägung.

Was die Erklärung des Beweggrundes anbetrifft, welcher die Gräfin dazu gedrängt haben mochte, ein Ereignis zu beschleunigen, dessen Folgen sie — wollte man wissen — mehr als jeder andere zu fürchten hatte, so werde ich mich damit nicht befassen. Ob's Vorsicht war oder Rache oder Sättigung? — beabsichtigte sie, auf diese Weise ohne Skandal Fesseln zu brechen, die ihr zu schwer geworden waren? — oder glaubte sie im Gegenteil, ihn noch enger an ihren Wagen zu fesseln durch den Köder des Hindernisses und den Vorteil des Vergleichs — eine Liebe zu

stählen, die sich einlullte im Gefühl ihrer Sicherheit?

Die Leute, welche die Dame kennen, werden's schon wissen.

II.

— „Die Frau ist treulos wie die Welle“, hat der große Shakespeare gesagt, welcher starke Gründe gehabt haben muß, um einen so unverschämten Spruch zu thun.

Wie dem nun sei, der entscheidende Augenblick stand vor der Thür; und während die Braut vor ihrem Spiegel die Wirkung des Drangenblütenfranzes studierte, saß Marcel vor einem kostbaren Schreibtisch à la Louis XVI., den er dem Zimmer von „Madame“ zu widmen gedachte, und vollzog, an einer Cigarre kauend, die jedem Beurtheilten seiner Gattung unerläßliche Brieffortier-Arbeit.

Die Wahrheit zwingt uns anzuerkennen, daß eine Vorkehrungsmaßregel niemals notwendiger gewesen sein dürfte. Es lagen da eine Menge von kleinen blau oder rosa verschnürten Päckchen, deren Lektüre, ob ernst oder nicht, im Köpfchen einer jungen Ehe-

gattin eine ganze Welt von mindestens unnützen Betrachtungen wachgerufen haben würde.

Einige von diesen kleinen Päckchen trugen als Etikette einen phantastischen Decktitel, der ohne Zweifel die Absicht hatte, dem Brieffsteller, welcher sie eingeordnet hatte, den hervorstechenden Charakterzug der Brieffstellerin in das Gedächtnis zu rufen. Dergleichen Decktitel waren: Bengalisches Feuer, Frühreveille, Gazellenauge, Trommel-Mimi und andere.

Die zum größeren Teil langen und geraden Buchstaben verrieten feine, zierliche Hände. Mattlila, blaßgraue, hellgrüne Papiere — alles in verblichenen Farben, als ob der Liebesgott sie ausgesogen hätte. Wenig Monogramme, ein paar Wappen und eine Menge von Haarlocken! Hier und da in dem Wust verrieten unzusammenhängende Grundstriche, deren Aneinanderfügung den Regeln der Rechtschreibung Hohn sprach, oder eine schreiende Farbe, ein übertriebenes Parfüm dem Adressaten die Schwächen einer ersten Sonderung.

Er überflog diese Seiten, von denen mehr als eine die Schläge seines Herzens beflügelt hatte, mit einem einzigen Blick. Ein Lächeln glitt manchmal unter seinem Schnurrbart hin — ein trauriges und ironisches Lächeln — ein Lächeln halb des Bedauerns, halb der Enttäuschung. Dann hielt er

mit einer ungezwungenen Gebärde die Blätter an die besonders zu diesem Zweck angezündete Kerze; die Blätter flammten plötzlich auf und warfen einen hellen Lichtschein, dann wurden sie schwarz und fielen in leichten Flocken zurück auf den Haufen lauer Asche.

— Das ist doch wunderbar, dachte Marcel bei sich, wie viele Reisen man macht, ohne den Ort zu verändern! . . . Die Feder ändert sich, vielleicht auch die Hand; aber das Weib bleibt das nämliche . . . mehr Empfinderei als Empfindung, mehr Neugierde als Regungen . . . Die Sätze weichen ab, der Gedanke ist gleich — „Illusionen“, „Hinreißung“, „Ewigkeit“ — Strebungen nach einem immer unfaßbaren und ohne Unterlaß neu erstehenden Ideal — dann, nach dem Falle, die hergebrachten Gewissensbisse, die obligatorische Glut, unter welche die neue Enttäuschung dringt, unerläßliche Eifersuchten . . . Kältung . . . Verabschiedung. — Nicht eine in dem ganzen Haufen, welche den Mut ihrer Gebrechlichkeit besäße und die sich nicht ebenso viel Mühe gäbe, ihren Mangel zu bekleiden, wie ihre Reize zu schmücken: übrigens ein alter Brauch, da Eva selbst den Einfall bekam, unmittelbar nach dem Apfel ein Gewand überzuziehen, woraus sehr deutlich erhellt, daß der Teufel der erste Schneider der Schöpfung war.

Also philosophierend machte Marcel Fortschritte in seiner Arbeit. Das Autodafé nahm einen stattlichen Umfang an und hatte ziemlich aufgeräumt, so daß fast nur etwa noch ein halbes Duzend von kleinen etikettierten Päckchen den Flammen zu überantworten blieb, als ein viereckiger Bogen Papier, der keinerlei besondere Bezeichnung trug, seine Aufmerksamkeit anzog. Derselbe war von matter Bernsteinfärbung und atmete einen unerklärlichen Duft: so etwas wie eine Mischung von Heliotrop und Reseda.

Marcel faltete ihn neugierig auseinander: kein Monogramm, aber in der Ecke, in Ermangelung eines Wappens, ein Stück Wolkenhimmel, aus welchem eine Mondsichel heraustritt; weiter unten schien ein Frauenkopf, von welchem man nur den mit Locken vermischten Chignon sah, mit verächtlicher Miene das bis zu diesem Tage für unzugänglich angesehene Gestirn zu betrachten. Unter dem Kopfe standen in Englisch die Worte:

Warum nicht?

III.

Der Brief bot an sich keine verletzende Besonderheit. Es war eine Einladung zur Tafel für Mittwoch, den 13. März 18.., geschrieben von einer ruhigen Hand, mit vollständiger Unterschrift, deren geistvoll feine Züge einen Verstand verrieten, der vollständig Herr des Herzens war. Zu welchem Zweck hatte er ein so nichtiges Blatt in die der Empfindsamkeit geweihte Schublade gesteckt?

Hoffte er, daß das Briefchen später ein Postscriptum bekommen würde?

— „Warum nicht?“ wie der Spruch besagte, dessen kühne Kürze Marcel in Ungeduld setzte. Er fand ihn außerordentlich herausfordernd und frei und ungeniert im Übermaß! Aber er sah ihn immerfort an. Es war beinahe, als ob er den hübschen gekräuselten Nacken nötigen wollte sich umzudrehen und sein Gesicht zu zeigen — das natürlich nicht ermangeln konnte, recht unverschämt und boshaft zu sein!

Dann das Brückelnde an der ganzen Geschichte, daß Marcel Madame Z... niemals gesehen hatte! Sie hatte ihn kennen zu lernen gewünscht und hatte die Einladung, um welche es sich handelte, durch die Vermittelung eines gemeinsamen Freundes an ihn gerichtet, welcher sich anschickte, eine Reise nach dem

Orient zu unternehmen. Ein zufälliger Umstand hatte Marcel gehindert, an dem geplanten Essen teilzunehmen, und er hatte versucht, sich durch eine Visite schadlos zu halten. Aber mehrfache Versuche, Madame Z . . . bei sich zu Hause zu treffen, waren fruchtlos geblieben, und so hatte er zuletzt den Mut verloren. Der Sommer kam; sie reiste mit ihrem Gemahl nach Gaux-Bonnes; Marcel richtete seine Schritte nach Saint-Malo, woselbst er eine berühmte Schauspielerin antraf, welcher er Schwimmunterricht erteilte. Und Madame Z . . . war vergessen.

IV.

Indessen kehrte ihm die Erinnerung an sie zurück im folgenden Winter; denn er ging expreß auf den Ball der österreichischen Gesandtschaft in der Hoffnung, sie dort zu treffen. Nach dreiviertel Stunden nicht minder sorgfältigen als unnützen Forschens winkte Marcel den langen Morel, einen Burschen, welcher sein Paris an der Fingerspitze hatte, zu sich.

— Madame Z . . . hier?

— Ja.

— So zeige sie mir doch!

— Dort unten, zwischen einer Dame in Rosa und der großen japanesischen Porzellanvase . . . Nicht dort, nicht dort . . . ein bisschen mehr rechts . . . Richtig, jetzt hast Du's!

— Was! diese gelbe Fettmasse? . . . sie ist ja mindestens sechzig Jahre alt.

— Sapperlot! ist doch ihr Sohn in unserm Alter!

— Hol' Dich der Teufel! Dann ist's also die Schwiegermutter?

— Und Du wolltest die Schwiegertochter? . . . Nicht schlecht! . . . kein übler Geschmack! Aber, mein Lieber! dann mußt Du dich verträsten auf ein andermal: ich hab' sie fortgehen sehen vor nicht ganz zehn Minuten.

Einige Monate darauf begleitete Marcel die Gräfin Renée in die Oper — es war in der Anfangszeit ihres Verhältnisses. — Man gab damals ein neues Spektakelstück — ich kann mich nicht mehr besinnen, welches — aber sein Interesse daran war nur ein mittelmäßiges. Plötzlich hörte er, wie neben ihm und fast unmittelbar in sein Ohr eine Stimme, die ihm den tiefen Wohlklang des Krystalls zu haben schien, die zwei Worte sprach: „Warum nicht?“

Marcel drehte sich auf der Stelle um und bemerkte im ersten Rang, in der anstoßenden Loge, einen

reizenden Rücken und ein herrliches Schulternpaar, die umrahmt waren von einem blauen Atlasfächer mit Spitzen, sodann einen göttlich angefügten Hals, so frisch und so weiß, daß ihm ein Kuß auf die Lippen stieg, und endlich einen kleinen gewölbten Nacken — das Reckste, was man sehen konnte — auf dessen Gipfel zwei schwere blonde Haarflechten sich majestätisch wanden . . . es war ganz genau der Kopfsputz der Dame auf der Mondlandschaft. Marcel zweifelte nicht, daß er das Original jenes eigen tümlichen Porträts vor Augen habe; darum beugte er sich rasch, von einer brennenden Neugier erfaßt, herüber. Aber ob es nun Zufall war, oder Laune, oder natürliche Bescheidenheit: der hübsche Nacken drehte sich nicht um.

— Schließlich bin ich doch ein recht alberner Narr, sprach Marcel bei sich, voll Ungeduld — alle Frauen tragen heute diesen Kopfsputz, und nichts Anderes sagt mir, daß dies Madame Z . . . sei . . .

Er war mit diesem schlechten Trost kaum fertig, als die Spitze eines wallenden Federbusches sein Ohr traf. Marcel, dem die Möglichkeit zu sehen hierdurch benommen ward, warf einen zornigen Blick auf den zweiten Logenrang und erkannte die gelbe Fettmasse der Schwiegermutter, die mit dem kleinen gekräuselten Nacken plauderte.

Ein Zweifel war nicht mehr möglich.

— Ich werde sie am Ausgange sehen, dachte Marcel.

Zu seinem Unglück erachtete es die Gräfin Renée, da sie die Zerstreuung ihres Cavaliers bemerkte, für angemessen, durch einen Ohnmachtsanfall reinen Tisch zu machen. Marcel mußte sie eiligst aus dem Theater führen.

Am Tage darauf hatte Marcel das unbekannte Rätsel, dessen unglücklicherweise unvollkommene Erscheinung ihn mehr ergriffen hatte, als er sich selbst gestehen wollte, vergessen oder zu vergessen geglaubt.

V.

Zwei Jahre verflossen, und kein neuer Zwischenfall hatte die glimmende Asche angefacht, in welcher jene zarte Erinnerung schlief, als die Sortierarbeit, von der wir eben gesprochen haben, plötzlich ein ganzes Funkenfeuer davon aufwirbelte.

Die Kerze war dem Verlöschen nahe, und in dem hernieder sinkenden Schatten sah Marcel ein weißes Schulterpaar sich hell abheben, an dessen Rande sich

der Atlas des Mieders rieb; einen schmiegsamen Nacken, unter schwere blonde Flechten gebeugt; dann sah er, fern am schwarzen Horizont, eine zwischen zwei Wolken kaum sichtbare Mondsichel. . . . Und an den Wänden des Zimmers, in einer Menge von kabbalistischen Sprühfunken, erblickte er, geschrieben mit Millionen von Sternen, jene impertinente Phrase: „Warum nicht?“

— Schwerenot! rief er plötzlich; Maurice ist ja zurück — bei ihm werd' ich Auskunft finden.

Er verbrannte den zurückgebliebenen Haufen von Briefen auf einmal, trug indes, wohlverstanden, Sorge, das Briefchen davon auszunehmen, das wir kennen; dann legte er eine sorgfältige Toilette an, wählte frische Handschuhe aus, versicherte sich des Festsitzens der Knöpfe, nahm seinen Hut und stürmte die Treppe hinunter.

Ein Wagen fuhr am Hause vorbei. Marcel rief dem Kutscher die Adresse des Freundes zu, welcher ihm die Einladung nach dem Monde übermittelt hatte, und stürzte sich in den Fiaker hinein mit der Miene eines Menschen, welcher imstande wäre, mitte Februar einen Kopfsprung in einen Teich zu machen.

VI.

Freund Maurice rauchte mit majestätischer Ruhe eine türkische Pfeife, die er von seiner jüngsten Reise nach Konstantinopel mitgebracht hatte, und Marcel mußte ein paar Augenblicke lang die unvermeidlichen Schilderungen von Minarets, von Harems und vom Bosphorus über sich ergehen lassen, mit denen jeder aus dem Orient heimgekehrte Reisende seine Mitmenschen zu traktieren nicht ermangelt. Er verstand sich übrigens mit ziemlich guter Miene dazu, seinen Tribut an Neugierde und Interesse zu zahlen, bewunderte mit Kennerton die mit Edelsteinen bestickten Babuschen, befühlte die Matagans, heroch die Pastillen und schmeckte das rosige Zuckerzeug — dann schwenkte er ab und fragte mit pifiertem Tone:

— Aber sage mal, die Adresse von Madame Z . . könntest Du mir doch geben? ich weiß, daß sie aus ihrer Wohnung verzogen ist, und wünsche ihr einen Besuch zu machen . .

— Die Adresse von Severine? fragte der Freund, der ein bißchen verwandt mit Frau Z. war und nannte sie bei ihrem Taufnamen . . . Meiner Treu! ich weiß sie nicht genau, aber ich glaube mich zu erinnern, daß es Via San Gennaro ist — Casa Bianchini, oder doch annähernd so, in Neapel!

— Was? in Neapel? was hat sie veranlaßt, sich dorthin zu begeben?

— Um ihr Trauerjahr dort zu verleben.

— Trauerjahr? Trauer? um wen, um was Trauer?

— Bist Du aber zurück, um Gotteswillen! — ich muß vom Marmara-Meer hierher kommen, um Dich von dem Tode dieses armen Monsieur Z . . . zu unterrichten . . .

— Tot? Ihr Mann! Das ist unglaublich!

— Nicht so sehr; — Jedermann war auf dieses Ereignis gefaßt: er war leberleidend.

Marcel sann eine Minute nach.

— Und glaubt man, daß sie Trost finden wird? fuhr er in eigentümlichem Tone fort.

— Du lieber Gott! was soll man da sagen? Du weißt ja, wie das ist! . . . Er war ein sehr wackerer Mann; er hat sie nicht unglücklich gemacht, und ich glaube, daß sie eine aufrichtige Neigung zu ihm gehabt hat — aber schließlich war er doch dreißig und dreißig Jahre älter als sie!

— Adieu, mein lieber Freund! sagte Marcel, aufstehend.

— Du verläßt mich schon?

— Eine sehr eilige Sache! . . . aber ich werde Dich bald wieder besuchen. . .

Marcel war im Nu aus dem Stockwerke nach seinem Wagen gelangt.

— Nach dem Lyoner Bahnhofe! rief er dem Kutscher zu.

VII.

Fünf Tage später war er unter Segel nach Neapel und ließ sich ohne Aufenthalt nach der Via San Gennaro fahren. Nach einer halben Stunde des Suchens, voll Schwierigkeiten und Verwechslungen; und nicht, ohne Grobheiten von denjenigen Leuten heruntergeschluckt zu haben, welche es übel aufnahmen, unnötigerweise gestört worden zu sein, erreichte er die Casa Bianchini, ein sehr schönes, mit Fresken von großartiger Wirkung geschmücktes Haus.

Aber das störte ihn nicht sonderlich. Es gelang ihm mit vieler Mühe, dem Besitzer des Hauses den Zweck seines Besuches verständlich zu machen. Ob eine junge Französin, Madame Z., nicht bei ihm wohnhaft gewesen sei?

— Una dame française . . wiederholte der Biedermann endlich . . Si, si, ganz richtig . . gen-

tilissima Signora! . . Ich verstehe schon . . . Dame ist fort, mein teurer signor . . . abgereist ultima semena . . per Tarente . . Stadt Tarente . .

Marcel rechnete nur noch nach Kilometern; er empfand jetzt daran, Madame B . . einzuholen, ein Interesse, wie etwa der auf eine Spur geratene Weidmann. Nicht Liebe leitete ihn, sondern Begeisterung . . und eine Neugier, die in Raserei ausartete.

Er mietete einen vetturino, reiste noch in der nämlichen Stunde nach Tarent ab, warf dreimal um, wurde von höchst unsauberen Banditen festgehalten, ritt ein Pferd zu schanden, lief Gefahr, in einem Strome elendiglich zu erlaufen, und gelangte endlich, nach allerhand Umwegen, an das Ziel seiner Reise; aber da er zu spät des Abends eintraf, um die geringste Auskunft über die Person, die er suchte, zu erwirken, so verschob er die Nachforschung auf den nächsten Tag und versuchte seine Ungeduld zu dämpfen, indem er einen Spaziergang auf dem den Strand umsäumenden Wege unternahm.

Der Mond stand hell und klar am Himmel und ergoß sein mildes Licht über das kaum bewegte Meer. Von den Drangenwäldern wehte lieblicher Duft herüber, vermischt mit der herben Ausdünstung des Meeres. In der Ferne, am bleichen Horizonte, zeichneten die Berge Kalabriens ihre zackige Silhouette,

während aus dem Busen des tiefbedeckten Grüns die heiteren, in lebhaften Farben gemalten Willen eine nach der andern heraufstiegen. Eine herrliche und reine Nacht, durch welche man das Leben hervorquellen hörte! Eine Art feuchter warmer Nebel hatte sich gesenkt, und jenes weiche, verworrene Geräusch, das aus dem Summen der Insekten, dem Rascheln und Knistern des Laubes, dem Plätschern des Wassers entsteht, erschien in dem tiefen Schweigen als das ruhige und mächtige Atmen der entschlafenen Natur.

Marcel, von einem unerklärbaren Wohlbehagen durchdrungen, schritt wie im Traume, von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um das blendende Lichtergefunkel zu betrachten. . . dann nahm er seinen ziel- und planlosen Irrgang wieder auf.

Die Ermüdung fing jedoch an, seiner Herr zu werden. Ein halboffenes Gitterthor — ein Fall, der in dem sorglosen Italien nicht selten ist — zeigte sich; und in der Meinung, daß die Villa vielleicht unbesetzt sei, oder vielmehr nichts meinend, trat Marcel herein.

Er erblickte eine Allee von Olivenbäumen, und bog auf einen, mit Blumenbüschen bestandenen Rasenplatz ein.

Dort blieb er stehen, als wenn seine Füße plötzlich Wurzel geschlagen hätten.

Zehn Schritte von ihm, aufrecht und gegen einen Oleanderbaum gelehnt, stand eine Frau, den Kopf nachlässig auf die Hand gestützt. Er unterschied in der nächtlichen Helle ihre wunderbar gewölbte Taille, ihr reiches Haar und ihren kräftigen, fleischigen Arm. Sie drehte ihm den Rücken zu und betrachtete, in Begeisterung versunken, das vor ihr aufgerollte Landschaftsbild. Ein leichter Wind bewegte die Locken ihres Haares und zitterte leicht in den Falten ihres Gewandes.

Marcel stand unbeweglich; er wagte nicht zu atmen. Eine seltsame Erregung schnürte ihm die Brust . . . er ahnte in dieser schattenhaften Erscheinung die Unbekannte, der er aus weiter Ferne gefolgt war; und infolge eines Widerspruchs, den ein Poet allein verstehen wird, hielt ihn, in dem Augenblick, da er die Verwirklichung seines Traumes erfassen sollte, da er endlich dieses Gesicht erblicken sollte, welches sich diesesmal seinen Blicken nicht verbergen konnte, eine geheimnisvolle Furcht zurück: — „wenn sie häßlich sein sollte?“

Häßlich! mit diesen Formen . . . mit diesem Haar, welches ihr allein schon den Ruf der Schönheit sicher stellte! . . . fort mit solchen Gedanken des Zweifels . . . Nun wohl! aber ob sie wohl dem strahlenden Ideal nahe kommen würde, das er sich

geschaffen hatte? Sollte es nicht besser, flüger sein, sich eine Enttäuschung zu ersparen, dieser glanzvollen Vision der Liebe den Zauber des Geheimnisses und der Körperlosigkeit zu lassen, welcher sie so unendlich bestrickend machte?

Nachdem er fünfhundert Meilen zurückgelegt hatte, um den Schleier von dem Bilde seines Herzens zu heben, da sollte er, — jetzt da er nur die Hand auszustrecken brauchte — wieder rückwärts wandern, ohne sie zu streifen? . . . Das wäre wahrlich eine Laune, würdig eines Träumers . . .

Marcel that einen Schritt zurück . . .

Aber ein abgestorbener Zweig frachte unter seinen Füßen . . . die Dame stieß einen kurzen Schreckensruf aus und drehte sich um . . .

Sie war göttlich schön!

— Ah! stieß Marcel hervor mit einem gewaltigen Ausbruche des Glücks.

Und er floh von dannen, gleich einem Irrsinnigen.

Am andern Tage, sobald der Tag graute, gab ein Gilbote unter der Adresse von Madame Z . . . in der Villa einen Brief des folgenden Inhalts ab:

„Verehrte Frau!

„Zwei Jahre sind verflossen, seitdem mein Herz von Liebe erfüllt ist zu Ihnen, ohne es zu wissen. Ich habe mich selbst hiervon überzeugt vor etwa acht

Tagen, in dem Augenblick, als ich im Begriff stand, die dummste Heirat von der Welt zu schließen.

„Seit dieser Zeit verbringe ich mein Leben damit, aus einem Dampfwagen in ein Dampfschiff zu springen, und aus einem Dampfschiff in einen Postwagen, um mir die Gewißheit der Thatfache zu verschaffen; denn ich muß bekennen, daß ich bisher nichts weiter von Ihnen gesehen habe als den Rücken, und zwar auf Ihrem Briefpapier . . .

„Ich habe Sie soeben erblickt in einem Mondesstrahl, und ich bete Sie an!

„Ich habe die Ehre, Ihnen mein Herz, mein Vermögen, meinen Namen und das Bischen gesunden Menschenverstandes, welches mir noch verblieben ist, zu Füßen zu legen.

„Geruhen Sie, dies Alles anzunehmen!

„Und in Kauf dürfen Sie noch nehmen die glühende Liebe des achtungsvollsten Ihrer Anbeter . . .

Marcel Raymond.

Die Dame antwortete auf der Rückseite des Briefes:

„Warum nicht?“



Herminens Mitgift.



I.

Meine liebwerten Vettern!

ndem ich mich nach Montélimard begeben, werde ich endlich das Vergnügen haben, Sie für Sonnabend zum Essen zu bitten. Zwanzig Jahre ist's her, seit ich Ihnen verspreche, nach Champignol expreß zu diesem Besuche zu kommen. Aber man entschließt sich schwer zu einer Reise in meinem Alter, und es gehört gewiß meine Ungeduld dazu, Ihre Tochter Hermine kennen zu lernen, die jetzt ihre fünfzehn Jahre alt sein muß und die ich niemals gesehen habe, um mich zu einer so langen Pilgerschaft zu entschließen. Ich werde gegen fünf Uhr ankommen und rechne darauf, Sie am Wagen zu treffen. Bereiten Sie kein stattliches Mahl zu meinem Empfange; denn ich bin, ach! auf Diät gesetzt. Nichts

als Kalbfleisch und Geflügel, ein Glas Bordeaux höchstens und vor allem einen Siphon Selterswasser, weil ich nicht mehr verdauen kann ohne die Hilfe dieses gashaltigen Wassers.

„Also auf Sonnabend, liebe Werte Vettern! und haltet mich in der Gegenwart und in der Zukunft wie in der Vergangenheit für

Ihren wohlgeneigten Verwandten
Thomas Louffardin.

— Endlich! sagte Frau Guignevent, nachdem sie dies Schreiben mit dem Zeichen des lebhaftesten Interesses gelesen hatte.

— Entscheidender Abend! setzte Herr Guignevent hinzu. . . . Der Vetter Louffardin, welcher immer eine klägliche Gesundheit hatte, zählt jetzt zweiundsiebenzig Jahre. Logischerweise muß diese Spaziersfahrt ihm den Rest geben. Aber er wird unsere Hermine gesehen haben. Er besitzt fünfzigtausend Livres Rente und steht schlecht mit seinen Verwandten. Er müßte gerade der schlimmste aller Knicker und Dummköpfe sein, wenn er sein Vermögen nicht diesem armen Kinde hinterlassen sollte.

— Er gilt auch in der That für den ärgsten Knicker und Schafskopf, Dein Vetter Louffardin.

— Man geht ihm um den Bart! 's wird der

Knicker und Schafsköpfe wahrscheinlich noch andere geben nach ihm!

— In Deiner Familie! davon bin ich überzeugt.

— Ruhe! Frau Guignevent! Der Augenblick ist schlecht gewählt, um Deinem gehässigen Charakter freien Lauf zu lassen. Beschäftige Dich vielmehr damit, wie's eine Hausherrin thun soll, meinen Verwandten und den Wohlthäter Deiner Tochter in der passenden Weise zu empfangen. Sonnabend ist morgen. Kaufe das Kalbfleisch und Geflügel am Orte auf; borge bei Canonniers eine Flasche Bordeaux — sie haben eine sehr gute Marke. Was den Siphon anbetrifft, so ist das meine Sache. Diese gastronomische Merkwürdigkeit ist in Champignol unbekannt, und ich werde mich mit dem Botensfuhrmann ins Vernehmen setzen, daß er mir ein Stück davon aus Béziers mitbringt.

— Gleichviel! Leute, die Schrullen haben, sind immer verdrießliche Gäste.

— Nicht wenn Sie einem fünfzigtausend Livres Rente hinterlassen, Fran Guignevent!

II.

Suppe mit Hühnerflößchen; Huhn in holländischer Sauce als erstes Gericht; dann Brathuhn; zuletzt Huhnpastetchen. Wenn der Onkel Louffardin nicht zufrieden wäre, so läge es daran, daß er schwer zufrieden zu stellen wäre. Ich wäre mit dem ganzen Essen nicht zufrieden gewesen; denn ich esse bloß aus dem Grunde Eier, damit es im folgenden Jahre weniger Hühner gebe. Verblieb noch die berühmte Flasche Bordeaux von Canonniers zu leihen. Hab' ich Euch schon gesagt, daß Canonniers wackere Leute waren, die im nämlichen Hause wohnten, wie die Familie Guignevent, bloß ein Stockwerk tiefer? Nein? Nun, so merkt's Euch jetzt! Ich habe gesagt: wackere Leute, infolge einer gutmütigen Gewohnheit der Rede. Denn es waren Nachbarn wie alle andern: neugierig, mürrisch, eifersüchtig, geschwätzig und von einem höchst unliebsamen Umgange. Ich mache immerhin eine Ausnahme für eines der Glieder dieser abscheulichen Sippe. Fräulein Gertrud Canonnier war ein allerliebstes junges Mädchen, blond, dick, freundlich, nett zum Anbeißen, so daß alles Appetit bekam, was ein Zipfelchen ihrer lebenswürdigen Person berührte. Es giebt solche Frauen, die einem trotz allem und allem immer wieder zu Appetit verhelfen! Sie war eins

von diesen weiblichen Geschöpfen. Welch' ein garstiges Vergnügen konnte die Natur daran finden, ein so vollkommenes Geschöpf zu peinigen? Thatsache ist, daß Gertrud an einer schrecklichen Krankheit litt. Sie litt an der von gewissen Ärzten „trocken“ und von den Theologen „Miserere“ genannten Kolik, das heißt an einem der schrecklichsten Leiden, welche die Eingeweide der Menschheit zerfleischen.

Sie war gerade von einer schrecklichen Krise befallen und wand und krümmte sich, als Hermine klingelte, um für ihre Eltern eine Flasche alten Medoc zu leihen, welcher sich binnen einem Tage zum Paktolus in ihrem Glase wandeln sollte. Canonniers nun, die den Kopf gerade übervoll hatten, gaben ihr eine treffliche Buddel schweren Cotte-Wein, von dem der Liter auf siebenunddreißig Centimes im Einzelverkauf zu stehen kam. Übrigens pflegt man doch auch Leute nicht zu stören, deren Kind sich in Krämpfen windet, daß ihnen selbst aller Durst zum Trinken vergeht!

III.

Der Doktor Petmoulin war nahe daran, seine Flinte ins Korn zu werfen. Er hatte seine ganze Kunst versucht, ohne daß es ihm gelang, der unglücklichen Gertrud das geringste Maß der Erleichterung zu schaffen.

— Hundsföttische Gegend! rief der junge Praktiker, sich vor den Kopf schlagend. Nicht 'mal ein Siphon ist aufzutreiben! Ein Siphon! ein simpler Siphon und ich würde das Fräulein heilen im Handumdrehen! Ich habe erst vorgestern einen Bericht des Doktors Louvin über diesen Fall gelesen. Mein berühmter Herr Kollege weist mit wunderbarer Schärfe nach, daß die plötzliche Ausbreitung fremder Gase allein imstande ist, die Därme zu lösen und wieder in Funktion zu setzen. Das läßt sich leichtsagen! Man kann aber doch nicht eine ganze Familie eine Stunde lang blasen lassen eines zweifelhaften Erfolges halber! . . Ich hab' mir ja schon die ganze Lunge ausgepustet . . .

Es klingelte, und ein Junge übergab Frau Canonmier, welche die Thür geöffnet hatte, ein Päckchen.

— Vom Botenfuhrmann aus Beziers, sagte er.

Man dachte nicht daran, ihn um irgend welche Auskunft zu fragen. Mechanisch zerbrach Herr Ca-

nommier die weiße Holzkiste, welche den geheimnisvollen Gegenstand enthielt. Der Doktor Petmoulin stieß einen Freudensruf aus.

— O Vorsehung! rief der wütende Attheist aus — solltest Du doch kein leerer Schall sein?

Thatsache ist, daß der begehrte Siphon sich auf dem Tische erhob, wie bei den Mahlzeiten der Feenwelt, wo sich die Tische für die Bedürfnisse des verwünschten Prinzen ganz allein decken. Petmoulin verlor keine Minute Zeit. Er schob mit nervöser Hast ein Kautschukrohr auf den Hals des Siphons, paßte das untere Ende eines kleinen, bei seinem Experiment unentbehrlichen Elfenbeinröhrchens — (wie sich's in der Regel an Spritzen findet) — auf dieses Kautschukrohr, und dann . . . Wollen Sie wohl auf der Stelle machen, daß Sie weiter kommen, Sie unlautes Gefindel! Aha! Sie haben sich wohl eingebildet, daß ich nun ungeniert den hübschen Rücken von Fräulein Gertrud entblößen werde!? Halten Sie mich denn für einen von jenen verwichenen Astronomen des Pont-Neuf, die den Vorübergehenden den Mond um zwei Sous zeigten? Fürwahr! Sie haben sich da eine absonderliche Vorstellung gemacht von der litterarischen Würde im allgemeinen, und von der Pflicht der Berichtstatter im besondern . . . Und doch, das muß ich bekennen: wenn er nicht durch die

Berufspflicht in Anspruch genommen worden wäre, so würde der Doktor Petmoulin ein paar angenehme Minuten im Anschauen dessen, was ihm jetzt gezeigt ward, verbracht haben!

IV.

— Mein Nachbar! mein lieber Nachbar! man hat mir gesagt, daß Sie ein kleines Kistchen in Empfang genommen haben, welches für mich bestimmt war?

So sprach Herr Guignevent atemlos zu dem entsetzten Herrn Canonnier.

— Ich danke Ihnen, mein lieber Freund! antwortete dieser, der taub war wie eine Muß . . . Meine Tochter fühlt sich einigermaßen erleichtert.

— Eine Sendung, die aus Beziers gekommen ist? fragte Herr Guignevent mit verstärkter Stimme, in Hize geratend.

— Man muß noch warten, bis das ganze Gas wieder entweicht, das der Doktor ihr eingepumpt hat, fuhr Herr Canonnier fort in der ungezwungensten Weise von der Welt.

— Der Teufel soll Sie holen! schrie Herr Guignevent.

Und er stürzte wie ein Wirbelwind in die Wohnung hinein. Der erste Gegenstand, welchen sein Blick traf, war der leere Siphon. Er wurde karmesinrot vor Wut und rief, auf das corpus delicti zeigend, mit dumpfem Zorn und drohender Stimme:

— Wer hat's gewagt, die Hand hieran zu legen?

— Na, ich! antwortete der Doktor Petmoulin . . . Es ist mir nicht bekannt, wer diesen wohlthätigen Siphon geschickt hat; aber ich weiß, daß, dank ihm! Fräulein Gertrud gerettet ist!

— Elender! Sie haben mein Kind ins Verderben gestürzt!

Und der unglückliche Vater, närrisch vor Verzweiflung, schüttelte den Arzt am Kragen seines Rockes, als ob er ihn mit Gewalt aus demselben hätte hinausschütteln wollen. Man mußte Petmoulin aus seinen Händen reißen. Dieser begriff nicht das geringste von diesem Angriff auf seine Person; aber er fühlte sich dadurch sichtlich beleidigt.

— Ja! fuhr Guignevent fort — in diesem Siphon steckte die Mitgift meiner Tochter! In Ermangelung dieses Siphons wird Better Louffardin meine Hermine enterben! Aber ich werde Sie gerichtlich belangen — ich werde Sie verurteilen lassen — Sie sollen mir

Schadenersatz leisten nebst Zinsen! Sie sollen verenden auf dem Strohsack, und meine Hermine soll glücklich werden ihnen zum Troß!

So wehflagte der blöde Greis, während Frau Canonmier, die eine ruhige Natur war, den Siphon ausspülte und mit reinem Wasser füllte.

— Sie werden ihm halt sagen müssen, daß der Siphon sich verdunstet hat — Ihrem Vetter Laffourdrin.

Und sie zuckte leicht mit den Achseln, während sie diese trostreichen Worte sprach.

V.

— Bums!

Vom Kanapee her, auf welchem die reizende Gertrud ausgestreckt lag, war dieses trockene Geräusch herübergedrungen.

— Die Vorposten! rief der Doktor Petmoulin triumphirend aus.

Und er fuhr fort:

— Erschrecken Sie nicht, Frau Canonmier! Aber die Entblähung Ihres Fräuleins Tochter — eine ganz regelrechte und notwendige Entblähung — wird durch

eine Reihe von Knallen angezeigt werden, die Ihnen außergewöhnlich vorkommen werden. Das Beste ist in solchem Falle für die Angehörigen, sich ein bißchen Baumwolle in die Ohren zu stopfen.

— Sie geloben mir, Doktor, daß es keine Gefahr auf sich hat?

— 's ist ja doch nichts weiter, als das in dem Siphon enthaltene Gas, gute Frau! das seine Freiheit zurückerhält.

— Kömmt' man's nicht wieder hier hineinführen?

— O! nichts leichter als das, liebe Frau! und in der That! es wäre ganz klug, es aufzubewahren, für den Fall daß das liebe Fräulein bald einen andern Anfall bekommen sollte.

Der Doktor schob von neuem auf den Hals des Apparates den Kautschuk und sein Zubehör, das er derart wieder an seinen Platz versetzte, daß es die Verbindung zwischen Fräulein Gertrud und dem Siphon wieder herstellte. Aber mit unaussprechlicher Vorsicht drückte er bloß mit der Fingerspitze auf den verschließenden Hebel.

Plötzlich senkte sich der entsetzlich aufgetriebene und angespannte Leib der Patientin stoßweise, während ein fürchterliches Brausen das Wasser im Siphon erschütterte. Das dauerte wohl an fünf Minuten; nach dem Verlauf dieser Zeit hatte der liebliche

Unterleib von Fräulein Gertrud seine jungfräulich-runde Gestalt wieder angenommen. Betmoulin zog seinen Finger fort von dem Hebel.

— Besser geladen als vorher! sagte er.

Da nahm Frau Canonmier den Siphon und eilte zu dem noch immer seufzenden Herrn Guignevent in die gute Stube und rief ihm grimmig zu:

— Da, alter Geizfragen! da haben Sie Ihren Siphon wieder! und besser noch, als er vordem war!

Und Herr Guignevent griff gierig nach der Glasflasche und rannte im Sturmschritt die Treppe hinauf.

VI.

— Ei, Better Guignevent! wo kaufen Sie denn Ihren Bordeaux? Einen so guten Wein hab' ich mein Lebtag nicht getrunken.

So sprach der Better Louffardin, sich die Mundwinkel leckend.

— Ich lege meinen Preis an; weiter gehört nichts dazu! antwortete bescheiden Guignevent.

— Und Ihr Selterswasser! das hat ein ganz

außergewöhnliches Brickeln — ein gewisses Etwas, das außerordentlich mündet!

— Ich laß' es im Hause erzeugen! antwortete ferner der Schalk im nämlichen Tone.

Der Vetter war entzückt von der Mahlzeit und ein halbes Jahr später, am nämlichen Tage vermachte er Herminen sein Vermögen.

Mir scheint, daß diese alle Ursache gehabt hätte, mit Gertrud Halbpast zu machen. Aber das *Sic vos non vobis* des lateinischen Dichters bleibt eben wahr zu allen Zeiten.



Ma so'n Papa!



 Er war Beamter im Finanzministerium. Da er in Batignolles wohnte, so benutzte er jeden Morgen den Omnibus, um sich nach seinem Bureau zu begeben. Und jeden Morgen fuhr er bis nach dem Mittelpunkte von Paris angesichts eines jungen Mädchens, in das er sich ernstlich verliebte.

Sie befand sich täglich, zur nämlichen Stunde, auf dem Wege nach ihrem Verkaufsladen. Es war eine kleine Brünette — eine von jenen Brünnetten, deren Augen so schwarz sind, daß sie wie Flecken aussehen, und deren Teint wie Elfenbein reflektiert. Er sah sie immer im Winkel der nämlichen Straße zum Vorschein kommen, und sie setzte sich in Trab, den schwerfälligen Wagen zu erreichen. Sie lief mit einer hastigen, schmiegsamen und anmutigen Geberde

und sprang auf den Fußtritt, bevor die Pferde noch ganz still standen. Dann trat sie hurtig, ein bißchen keuchend, in das Innere des Wagens, und wenn sie sich gesetzt hatte, warf sie auf ihre Umgebung einen raschen Blick.

Das erste mal, als er sie sah, fühlte François Tellier, daß ihm dieses Gesichtchen außerordentlich gefalle. Man trifft bisweilen solche Frauen, die man auf der Stelle, ohne mit ihnen bekannt zu sein, in die Arme pressen möchte. Dies junge Mädchen entsprach seinen geheimsten Wünschen, seinen stillen Erwartungen, jener Art von Ideal, das man, ohne es zu wissen, in seinem Herzen trägt.

Er schaute sie in einemfort an, ohne sich bezwingen zu können. Belästigt durch diese fortwährend auf sie gerichteten Blicke ward sie rot. Er bemerkte es und wollte die Augen abwenden; aber in jedem Augenblick lenkte er sie wieder auf das Mädchen zurück, so sehr er sich auch Zwang auflegte, sie anderswohin zu richten.

Nach Verlauf von einigen Tagen waren sie bekannt mit einander geworden, ohne daß sie ein Wort gewechselt hatten. Er räumte ihr seinen Platz ein, wenn der Wagen voll war, und stieg auf das Verdeck, obgleich ihm das wenig Vergnügen machte. Sie grüßte ihn jetzt mit einem schwachen Lächeln;

und obgleich sie immer die Augen unter seinem Blicke senkte, den sie zu lebhaft fühlte, so schien sie doch nicht ärgerlich darüber zu sein, so in einemfort angeschaut zu werden.

Sie plauderten schließlich zusammen. Eine Art von plötzlicher Intimität setzte sich zwischen ihnen fest, eine Intimität von einer halben Stunde Dauer pro Tag. Und das war für ihn ganz sicher die angenehmste halbe Stunde seines Lebens. Er dachte an sie die ganze übrige Zeit, sah sie unaufhörlich wieder vor sich treten während der langen Sitzstunden im Bureau; verfolgt, besessen von jenem schwebenden und jähem Bilde, welches ein Frauengesicht in uns hinterläßt. Es bedünkte ihn, als ob der gänzliche Besitz dieser kleinen brünetten Persönlichkeit für ihn ein rasendes Glück sein würde, das fast alle menschlichen Begriffe überstiege.

Jeden Morgen gab sie ihm jetzt einen Händedruck, und er bewahrte bis zum Abend die Empfindung dieser Berührung, die Erinnerung in seinem Fleische an den schwachen Druck dieser kleinen Finger; es schien ihm fast, als ob er den Eindruck davon auf seiner Haut behalten hätte.

Er wartete voll Unruhe während der ganzen übrigen Zeit auf diese kurze Omnibusfahrt. Und die Sonntage bedünkten ihm eine wahre Pein.

Sie hatte ihn ohne Zweifel auch gern, denn sie nahm an einem Frühjahrssonntag die Einladung am Vormittag mit ihm nach Maisons-Laffitte zum Frühkonzert zu gehen, an.

II.

Sie war zuerst auf dem Bahnhofe und wartete. Er war überrascht; aber sie sagte:

— Bevor wir abreisen, muß ich mit Ihnen sprechen. Wir haben zwanzig Minuten Zeit: also mehr als wir dazu brauchen.

Sie zitterte, auf seinen Arm gestützt, mit niedergeschlagenen Augen und bleichen Wangen. Sie fuhr fort:

— Sie dürfen sich nicht inbezug auf mich einer Täuschung hingeben. Ich bin ein ehrames Mädchen — und werde den kleinen Ausflug mit Ihnen nur dann unternehmen, wenn Sie mir versprechen, eidlich versprechen . . . nichts zu thun . . . was . . . was nicht in den Gesetzen des Anstandes bleibt . . .

Sie war plötzlich roter geworden als ein Galeutbahn. Sie schwieg. Er wußte nicht, was er ant-

worten sollte, glücklich und enttäuscht zu gleicher Zeit. Im innersten Herzen war's ihm vielleicht lieb, daß es so war — und doch . . . doch hatte er sich in der verwichenen Nacht durch Träume einwiegen lassen, die ihm Feuer in die Adern gegossen hatten. Er würde sie ganz gewiß weniger lieben, wenn er sie als leichtfertig, als flott kannte; nun aber würde es reizend, köstlich für ihn werden! Und alle die selbstsüchtigen Berechnungen der Männer in Sachen der Liebe zerarbeiteten ihm den Geist.

Da er nichts sagte, so fing sie wieder an, mit erregter Stimme, mit Thränen im Augenwinkel zu sprechen:

— Wenn Sie mir nicht das Versprechen geben, mich völlig zu respektieren, so kehre ich wieder nach Hause zurück.

Er drückte ihr zärtlich den Arm und antwortete:

— Ich verspreche es Ihnen; Sie sollen frei nach Ihrem Willen handeln dürfen.

Sie schien durch diese Antwort Erleichterung zu finden und fragte lächelnd:

— Ist's auch gewiß wahr?

Er schaute ihr tief in die Augen.

— Ich schwöre es Ihnen!

— Dann lassen Sie uns die Fahrkarten lösen!

Während der Fahrt konnten sie nicht recht zusammen sprechen, da der Wagen zu voll war.

In Maisons-Laffitte angekommen, begaben sie sich nach der Seine.

Die lauwarme Luft erschlaffte das Fleisch und das Gemüt. Die senkrecht auf den Fluß, auf die Blätter und Rasenplätze herniederfallende Sonne warf tausende von hellen Widerscheinen in die Körper und Geister. Sie schritten Hand in Hand die Böschung entlang, die kleinen Fische betrachtend, welche truppweise durch das Wasser glitten. Sie schritten, tranken von Glück, wie aufgehoben vom Erdboden in eine maßlose Glückseligkeit.

Endlich sagte sie:

— Wie Sie mich doch närrisch finden müssen!

Er fragte:

— Warm denn?

Sie erwiderte:

— Ist's nicht eine Thorheit, so ganz allein mit Ihnen hierher zu fahren?

— Aber nicht doch! das ist doch ganz natürlich.

— Nein! nein! es ist nicht natürlich — für mich nicht, weil ich nicht straucheln will — und auf solche Weise kommt man doch zum Straucheln! Aber wenn Sie wüßten! es ist so traurig: alle Tage das Nämliche, Tag für Tag im Monat, und Monat für Monat im

Jahr. Ich bin ganz allein mit Mama. Und da sie viel Kummer gehabt hat, so ist sie nicht heiter. Ich mache's wie ich's kann — versuche sogar zu lachen — aber nicht immer gelingt's mir. Gleichviel, 's bleibt doch ein schlimmes Ding, daß ich gekommen bin. Sie werden aber wenigstens nicht schlimm von mir denken?

Statt einer Antwort gab er ihr einen schallenden Kuß aufs Ohr. Aber sie machte sich mit einer raschen Bewegung von ihm los — und plötzlich böse geworden, rief sie:

— O! Herr Francois! nachdem sie mir eidlich versprochen haben —

Und sie kamen nach Maisons-Laffitte zurück.

Sie frühstückten im „Petit-Havre“ — einem niedrigen, am Flußufer unter vier riesigen Pappeln stehenden Hause.

Die frische Luft, die Wärme, der helle Most und die Aufregung darüber, daß sie hier so allein, so dicht nebeneinander saßen, trieb ihnen die Röthe auf die Wangen, machte sie beflommen und schweigsam.

Aber nach dem Kaffee bemächtigte sich ihrer eine plötzliche Freude — und nachdem sie die Seine überschritten hatten, schlugen sie wieder die Straße ein am Flusse entlang, nach dem Dorfe La Frette zu.

Plötzlich fragte er:

— Wie heißen Sie?

— Louise.

Er wiederholte: „Louise“ und sprach nichts weiter.

Der Fluß, der eine weite Krümmung beschrieb, schien in der Ferne eine Reihe von weißen Häuschen zu bespülen, die sich im Wasser, mit dem Dache nach unten, spiegelten. Das junge Mädchen pflückte Maßliebchen, band einen großen Feldblumenstrauß — und er, er sang aus vollem Halse, trunken wie ein Füllen, das man zum ersten male auf die Weide getrieben hat.

An ihrer linken Seite folgte ein mit Weinreben bepflanzter Abhang dem Flusse. Aber François blieb plötzlich stehen, einen Augenblick von Verwunderung ganz ergriffen.

— O! sehen Sie doch! sagte er.

Die Weinreben hatten aufgehört, und die ganze Böschung war jetzt mit blühendem Glieder bedeckt. Es war ein violetter Wald! eine Art großen, über die Erde gebreiteten Teppichs, der sich, zwei bis drei Kilometer weit, hinunter bis zum Dörfchen erstreckte.

Sie blieb ebenfalls verwundert, ergriffen stehen. Sie flüsterte:

— O! wie hübsch das ist!

Und quer über ein Feld schreitend, eilten sie im Lauffschritt auf diesen seltsamen Abhang zu, welcher

alljährlich die Massen von Fliedersträußen, die in kleinen Wägelchen von herumziehenden Händlern in Paris feilgeboten werden, liefert.

Ein schmaler Pfad verlief sich unter den hohen Büschen. Sie schlugen ihn ein, und nachdem sie eine kleine Richtung getroffen hatten, setzten sie sich.

Scharen von Fliegen summten über ihnen, erfüllten die Luft mit einem sanften, ununterbrochenen Summen. Und die Sonne, die helle Sonne eines stillen, ruhigen Tages senkte sich über den blühenden Hang, entlockte diesem Fliederwald ein mächtiges Aroma, einen unermesslichen Wohlgeruch, den lieblichen Schweiß der Blumen.

In der Ferne läutete das Glöckchen einer Kirche.

Und ganz leise, ganz sanft küßten sie sich — und dann umschlangen sie sich, lang auf dem Grase liegend, ohne von etwas anderem zu wissen, als ihrem Kusse. Sie hatte die Augen geschlossen und hielt ihn umschlungen — preßte ihn an sich — und er, er küßte und küßte sie, bis sie sich umkoset fühlte von süßem Traum . . .

Und sie erwachte — der süße Traum aber war verflogen — die Erkenntnis von großem Unglück kam über sie, und sie fing heftig an zu weinen, seufzend vor Schmerz im Herzen und das Gesicht verborgen in ihre Hände.

Er versuchte, ihr Trost zuzusprechen. Aber sie verlangte fort, auf der Stelle fort von hier, und nach Hause. Sie wiederholte unaufhörlich, zu weiten Schritten ausholend:

— Ach Gott! ach Gott!

Er sprach zu ihr:

— Louise! Louise! bleiben wir doch noch! ich bitte Sie darum.

Jetzt waren ihre Wangen gerötet und ihre Augen hohl. Sobald sie auf dem Bahnhof in Paris angelangt waren, verließ sie ihn, ohne nur Adieu zu sagen.

III.

Als er sie am Tage darauf im Omnibus traf, erschien sie ihm verändert, abgemagert. Sie sprach zu ihm.

— Ich muß mit Ihnen sprechen — wir wollen den Boulevard zusammen entlang gehen.

Sobald sie auf dem Trottoir allein waren, sprach sie weiter:

— Wir müssen uns Lebewohl sagen. Nach dem Vorgefallenen kann ich sie nicht wiedersehen.

Er stotterte.

— Aber warum?

— Weil ich nicht kann. Ich bin sündhaft gewesen. Ich werde es nicht wieder sein.

Da bat er, flehte er, gequält von Wünschen, von Begierden, erfüllt von dem Drange, sie ganz zu besitzen.

Sie antwortete aber hartnäckig:

— Nein — ich kann nicht. Nein — ich kann nicht.

Er aber geriet in immer heftigere Erregung — versprach sie zu heiraten — und noch immer sagte sie:

— Nein!

Und verließ ihn.

Acht Tage lang sah er sie nicht. Er konnte sie nicht treffen, nicht finden; und da er ihre Adresse nicht wußte, so glaubte er sie für immer verloren.

Am neunten Tage, abends, klingelte es bei ihm. Er öffnete. Sie war es. Sie warf sich ihm in die Arme und leistete nicht länger Widerstand.

Ein Vierteljahr lang blieb sie seine Maitresse. Er fing an ihrer überdrüssig zu werden, als sie ihm sagte, daß sie in anderen Umständen sei. Da erfüllte bloß ein Gedanke noch seinen Geist: das Verhältnis zu dem Mädchen abubrechen um jeden Preis.

Und da er, bethört von Unruhe, erfüllt von Furcht

vor diesem heranwachsenden Kinde, nicht wußte, wie er diesen Gedanken verwirklichen, wie er sich verhalten, was er sagen sollte: faßte er einen äußersten Entschluß. Er zog eines Tages aus und verschwand.

Der Schlag war so hart, daß sie den, welcher sie auf solche Weise verlassen hatte, nicht suchte. Sie warf sich vor ihrer Mutter auf die Knie und beichtete ihr Unglück — und einige Monate später genas sie eines Knäbleins.

IV.

Jahre verstrichen. François Tessier wurde alt, ohne daß irgend ein Wandel sich in seinem Leben vollzog. Er führte das eintönige und trübselige Leben der Bureaumenschen, das aller Hoffnungen, aller Erwartungen ermangelt. An jedem Tage stand er zur gleichen Stunde auf, ging die nämlichen Straßen entlang, ging durch die gleiche Thüre an dem gleichen Portier vorüber, trat in das gleiche Bureauzimmer, setzte sich auf den gleichen Stuhl und verrichtete das gleiche Tagewerk. Er stand allein in der Welt, allein am Tage inmitten seiner gleichgiltigen Kollegen —

allein in der Nacht in seiner Junggesellenwohnung. Er legte hundert Francs im Monat zurück für sein Alter.

An jedem Sonntag machte er einen Spaziergang nach den Champs-Élysées, um die vornehme Welt, die Karossen und die schönen Frauen an sich vorüberfahren zu sehen.

Am andern Morgen sagte er zu seinen Amts-Kollegen:

— Der Heimweg aus dem Hölzchen war gestern herrlich.

Da führte ihn eines Sonntags, als er die neuen Straßen entlang gegangen war, der Zufall nach dem Park Monceau.

Es war ein heller Sommermorgen.

Die Dienstmädchen und die Mütter saßen längs der Alleen und schauten den vor ihnen im Sande spielenden Kindern zu.

Aber plötzlich erbehte François Tessier. Eine Frau ging vorüber — sie führte zwei Kinder an der Hand: einen kleinen Knaben von ungefähr zehn Jahren und ein kleines Mädchen von vier Jahren. Das war sie.

Er machte noch etwa hundert Schritte; dann sank er, von der Aufregung überwältigt, auf einen Sessel. Sie hatte ihn nicht wieder erkannt. Da kehrte er

zurück — er suchte, sie noch einmal zu sehen. Sie hatte sich jetzt niedergesetzt. Der Knabe blieb artig an ihrer Seite sitzen, während das Mädchen im Sande buddelte. Sie war es — gewiß, gewiß! Sie war es. Sie sah gesetzt, vornehm aus wie eine feine Frau — ihr Anzug war einfach, aber gediegen — ihre Haltung ehrbar und würdig.

Er betrachtete sie von weitem, denn er wagte es nicht, sich zu nähern. Der kleine Knabe hob den Kopf empor. François Tessier fühlte, wie ihn ein Zittern befiel. Das war sein Sohn; ohne Zweifel! Und er sah ihn an — glaubte sich selbst so genau wiederzuerkennen, als wenn er sich verjüngt auf einer Photographie sähe.

Und er blieb hinter einem Baum verborgen stehen, wartend bis sie fortging, um ihr zu folgen.

Er machte in der ganzen Nacht kein Auge zu. Der Gedanke an das Kind verfolgte ihn unaufhörlich. Sein Sohn! . . . O! wenn er Gewißheit erlangen könnte!

Er hatte ihr Haus gesehen; er erkundigte sich. Er erfuhr, daß ein Nachbar sie gehehlicht hätte — ein ehrenhafter Mann von ernster Sitte, dem ihre Not zu Herzen gegangen sei. Dieser Mann, der von ihrem Fehltritt Kenntnis besaß und ihr denselben

verziehen hatte, hatte sogar das Kind — sein Kind, François Tessier's Kind — anerkannt.

Er kam an jedem Sonntag in den Park Monceau zurück. Jeden Sonntag sah er sie, und jedesmal überkam ihn eine tolle, unwiderstehliche Lust, seinen Sohn in seine Arme zu schließen, ihn mit Küssen zu bedecken, ihn zu entführen, zu stehlen.

Er litt schrecklich in seiner armseligen, lieblosen Vereinsamung als Junggeselle — er litt eine furchtbare Qual, von einer väterlichen Zärtlichkeit zersfleischt, die aus Gewissensbissen, Neid und Eifersucht gebildet ward, und von jenem Drange, seine Jungen zu lieben, erfüllt, welchen die Natur ihren Geschöpfen in's innerste Herz gelegt hat.

Er wollte endlich einen verzweifelden Versuch wagen — und eines Sonntags, als sie den Fuß in den Park setzte, trat er auf sie zu, und mitten auf dem Wege stehen bleibend, fragte er, leichenblaß, mit bebenden Lippen:

— Sie erkennen mich nicht wieder?

Sie erhob die Augen, sah ihn an, stieß einen Schrei des Schreckens, Abscheus aus — und ihre beiden Kinder an den Händen fassend und hinter sich herziehend, eilte sie davon.

Er kehrte nach Hause zurück, um zu weinen.

Monate verstrichen abermals. Er sah sie nicht.

Aber er litt Tag und Nacht, durch die in ihm erwachte Vaterliebe verzehrt.

Um sein Söhnchen zu umarmen, würde er in den Tod gegangen sein, würde er einen Totschlag verübt, würde er alle Arbeiten verrichtet, allen Gefahren getrogt, alle Wagnisse versucht haben.

Er schrieb an sie. Sie gab ihm keine Antwort. Nachdem er zwanzig Briefe umsonst geschrieben hatte, sah er ein, daß er nicht hoffen dürfte, sie zu beugen. Da faßte er einen verzweifelden Entschluß — bereit, sich eine Revolverkugel durchs Herz zu jagen, wenn er zum äußersten getrieben würde. Er richtete an ihren Mann ein paar Zeilen:

„Geehrter Herr!

Mein Name muß für Sie ein Gegenstand des Abscheus sein. Aber ich bin so elend, so gepeinigt vom Kummer, daß ich mir noch Hoffnung setze auf Sie.

Ich begehre von Ihnen weiter nichts als eine Unterredung von zehn Minuten.

Ich habe die Ehre, &c.“

Er empfing am andern Tage die Antwort:

„Mein Herr! Ich erwarte Sie am Donnerstag um fünf Uhr.“

V.

François Tessier hielt, als er die Treppe hinaufstieg, bei jedem Absatz inne, so heftig war das Schlagen seines Herzens. In seiner Brust arbeitete es dumpf und heftig. Er atmete nur mit Anstrengung und hielt sich, um nicht zu fallen, am Geländer fest.

Im dritten Stockwerk läutete er. Ein Dienstmädchen öffnete ihm. Er fragte:

— Herr Flamel?

— Hier, mein Herr. Treten Sie, bitte, ein!

Und er setzte den Fuß in ein bürgerliches Empfangszimmer. Er war allein; er wartete verstört, wie in Erwartung einer Katastrophe.

Eine Thüre ging auf. Ein Mann erschien. Er war groß, ernst, ein bißchen stark — und trug einen schwarzen Rock. Er wies mit der Hand auf einen Stuhl.

François Tessier setzte sich. Dann sagte er mit einer ächzenden Stimme;

— Mein Herr . . mein Herr . . ich weiß nicht, ob Sie meinen Namen kennen . . . wenn Sie wissen . . .

Herr Flamel unterbrach ihn:

— Das ist unnütz, mein Herr — ich weiß, was

Sie sagen wollen. Meine Frau hat mir von Ihnen erzählt.

Er sprach im würdigen Tone eines gutmütigen Mannes, welcher streng sein will — und zeigte die schlichte Erhabenheit des bürgerlichen Ehrenmannes. François Tessier fuhr fort:

— Nun desto besser, mein Herr. Ich vergehe vor Kummer, vor Gewissensbissen, vor Schmach. Und ich möchte ein einziges mal, bloß ein einziges mal . . . das Kind küssen . . .

Herr Flamel erhob sich, trat zum Kamin und klingelte. Das Dienstmädchen erschien. Er befahl:

— Holen Sie mir Louis her!

Das Mädchen verließ das Zimmer. Die beiden Männer standen einander stumm gegenüber — sie hatten sich nichts mehr zu sagen — sie warteten.

Und plötzlich sprang der kleine Knabe im Alter von zehn Jahren in den Salon hinein und lief auf denjenigen zu, den er für seinen Vater hielt. Aber verwirrt hielt er inne, als er eines Fremden ansichtig wurde.

Herr Flamel küßte ihn auf die Stirn. Dann sagte er zu ihm:

— Jetzt gieb auch dem Herrn da einen Kuß, mein Liebling!

Und das Kind trat artig auf den fremden Mann zu und sah ihn an.

François Tessier war aufgestanden. Er ließ seinen Hut fallen — er war nahe daran, selbst hinzufallen. Und er betrachtete seinen Sohn.

Herr Flamel hatte sich aus Zartgefühl abgewendet und sah durch das Fenster auf die Straße hinaus.

Das Kind wartete, ganz verwundert. Es hob den Hut auf und gab ihn dem fremden Manne. Da umschlang François den Kleinen mit den Armen, hob ihn empor und fing an, ihn, wie von Sinnen, aufs Gesicht, auf die Augen, die Wangen, den Mund, die Haare, zu küssen.

Der durch diesen Regen von Küssen verstörte Knabe suchte denselben aus dem Wege zu gehen, wendete den Kopf beiseite, schob mit den kleinen Händchen die dicken Lippen dieses Mannes zurück.

Aber François Tessier stellte ihn ebenso plötzlich wieder auf die Erde. Er rief:

— Leb' wohl! leb' wohl!

Und floh von dannen gleich wie ein Spitzbube.



Die vier
finger und der Daumen.



I.

ir kehrten von Marseille mit dem Schnellzuge nach Paris zurück. Es war eine drückende Hitze, und wir erstickten in unserm Wagen wie in einem Ofen.

Es saßen vier Personen in diesem Wagen: ein Engländer mit seiner Frau, ein junger Dragoner-Offizier — und der ergebene Diener des verehrlichen Lesers.

Die Einzelheiten der Inszenierung müssen angeführt werden; denn sie werden sich nützlich für das Verständniß der hier folgenden Geschichte erweisen. Die junge Lady hatte ihren Platz neben der Gardine rechts — ihr gegenüber saß der jugendliche Dragoner-offizier. Der Engländer, der seine Bequemlichkeit mehr liebte als seine Frau, hatte sich der Länge nach auf die linke Bank gestreckt, wo er im tiefen Schlummer

lag. Was mich betrifft, so hatte ich mich dicht neben die Engländerin, zu ihrer Rechten, gesetzt — anfangs sehr geschmeichelt von einer solchen Nachbarschaft und nachher sehr behindert, mich auf die einzig frei gebliebene Bank zu setzen, die mit dem ganzen Gepäckframt vollgestopft lag, den das perfide Albion gewohnheitsmäßig in den Eisenbahnwägen mit sich herumzuschleppen pflegt.

In jeder andern Lage würde ich energisch bei dem Zugführer gegen diese Anhäufung von Kollis, die mich zwang, auf einer schon von einer andern Person besetzten Bank zu ersticken, Einspruch erhoben haben — aber, wie ich schon gesagt habe: meine Nachbarin nützte die Erlaubnis, hübsch zu sein, voll aus — eine Erlaubnis, welche die Engländerinnen in der Regel, besonders aber auf der Reise, nicht ungenützt lassen!

Diese hier lohnte wahrlich die Pein des Erstickens durch ihr großes blaues Augenpaar . . . O! diese Engländerinnen! wenn sie sich darauf legen, die Verführerischen zu spielen — was übrigens gerade soviel heißt, als wenn Französinen sich's einfallen lassen, tugendsam zu sein — dann gehen sie bis auf den Grund der Sache, behalten kein Maß im Auge . . . selbst bei dreißig Grad Hitze bleiben sie unwiderstehlich!

II.

— „Herr Gott! ist das eine Hitze!“ das war die einzige Redensart, die wir von Zeit zu Zeit hervorstießen — der Offizier und ich — indem wir uns die Stirne mit den Taschentüchern abwischten.

Und der Engländer, der auf der andern Bank ausgestreckt lag, wiederholte mechanisch, ein Auge öffnend:

— Aoh! Hitze — Hitze! Aoh!

Dann schlief er wieder ein wie ein Dachs.

Bloß die Engländerin sagte nichts; aber ich machte die Bemerkung, daß, wenn auch ihr Mund stumm blieb, ihre Augen doch zum Ersatz dafür mit um so größerer Redseligkeit das Wort führten — wirklich! ihre Augen waren verteuftelt geschwäzig! . . . Leider — das bemerkte ich mit Kummer — war ich die Person nicht, auf welche ihre schönen Augen ihre beredte Sprache münzten; diese Person war leider der Offizier ihr gegenüber . . . Der Offizier war übrigens auch nicht faul, denn er erteilte die Antworten mit einer des alten Ruhmes der Ritterlichkeit der französischen Armee würdigen Glut.

Da ich nichts Besseres zu thun fand bei diesem Tete-a-Tete, wo ich kaum besser war als das fünfte Rad am Wagen — vertrieb ich mir die Zeit damit,

daß ich die verliebte Augensprache des Dragoners zu dem blauen Augenpaar der Tochter Albions nach bestem Vermögen zu analysieren suchte . . .

— Also das ist Ihr Ehegemahl? fragten die Augen des Offiziers mit einem spöttischen Blick nach der Bank links hinüber.

— Ach ja! ach ja! antwortete das Augenpaar der Tochter Albions, indem es traurig nach der Decke hinauf blickte.

— Er ist gründlich häßlich! äußerten die Augen des Offiziers wieder.

Worauf die großbritischen Augen ein Blinzeln der Billigung sehen ließen, das augenscheinlich bedeutete:

— Ach! ach! mein lieber netter Herr! wem sagen Sie das?

Dann erfolgte eine Stille — aber die vier schwatzhaften Augen säumten nicht, die unterbrochene Unterhaltung wieder aufzunehmen.

— Wenn Sie wüßten, wie schön ich Sie finde, und wie sehr ich Sie liebe! riefen die kühnen Augen des Militärs mit lauter Stimme.

— O! antworteten die schüchternen Augen der Tochter Albions, indem sich ihre langen Wimpern senkten . . . ich finde Sie ebenfalls recht allerliebste; bloß wage ich es nicht recht, Ihnen das zu sagen . . .

— Ach! wenn bloß ein Tunnel käme! sprachen

die Augen des Offiziers verliebt, dessen Schnurrbart sich üppig kräuselte und krampfhaft in die Höhe hob.

— Ja . . . gewiß . . . antworteten die Augen meiner Nachbarin . . . Ein Tunnel! Etwas Besseres verlange ich gar nicht als einen Tunnel . . . Aber mein Mann hat einen so leisen Schlaf! . . . Und dann ist ja noch ein anderer da: der schläft auch nicht! . . .

Dieser andere war ich . . . Ich begriff, daß ich lästig wurde und daß es meine Pflicht war, vor der siegreichen Armee in das Nichts zu verschwinden! . . . Ich hatte nicht die Ehre, den Offizier zu kennen — ich kannte auch den Engländer nicht, oder vielmehr noch weniger — denn dieser war weiter nichts als ein gemeiner Ausländer, einer von jenem verabscheuten Volke, das einst die Heldin von Baucouleurs zu Rouen den Flammen überlieferte — und dann war ja auch der Ehgemahl — und der Ehgemahl ist, das wissen Sie ja! allemal die feindliche Person!

Ich zögerte also nicht, die Augen zu schließen — als ob ich einschlafen und den Verliebten Ruhe schaffen wollte, auf andere Art zu plaudern, als durch die Vermittelung platonischer und enttäuschender Augendreherei . . .

III.

Unterdesſen wirbelte die in raſcher Fahrt befindliche Lokomotive auf dem Geleiſe eine Staubwolke nach der andern in die Höhe . . . man hätte glauben können, in der Sahara zu ſein — an einem Tage, da der Sturm eine Sündflut glühenden Sandes über die Karawane dahin führt . . . Die Landſchaft war davon verfinſtert, die Sonne war davon verſchleiert . . . Durch die Riſen der heruntergelassenen Vorhänge drang dieſer Staub in dicken Lagen herein und überſchwemmte den Wagen gleich einer wachſenden Flut . . .

Alle Augenblicke lagerte ſich eine neue Schicht von grauen Körnchen auf unſere Kleidung. Das Haar der Engländerin war vom Staub wie gepudert . . . ihr ſchwarzſeidenes Kleid war von ihm faſt weiß geworden . . . Der Schnurrbart des Offiziers ward mit winzigen, äußerſt feinen Kryſtallen beſetzt, deren Zahl ſich mit jeder Minute vermehrte.

Sollte die Liebe an verbotener Freude wirklich mächtig genug ſein, daß man riſkirt, eine Annäherung unter ſo ſchwierigen Umſtänden zu verſuchen!? Man ſollte doch meinen, daß, wenn man den Rock abſtäubt, der Gedanke an ſich ſelbſt, der Gedanke, daß man auch nur Staub iſt, und früher oder ſpäter wieder

zu Staub werden muß, sehr nahe liegt! . . . Nun, nicht im mindesten! . . . In den heftigsten Krisen der Natur denken liebende Herzen nur an die Kleinigkeit — und während ich anfang, mit geschlossenen Augen zu träumen, fühlte ich, wie der Stiefel des Offiziers leicht auf meinen Stiefel tippte.

— Oho! . . . oho! machte ich, im Nu aus dem Schlummer auffahrend.

Zum Glück verhinderte das Rattern des Zuges meine Nachbarn, meinen Alarmruf zu hören. Wir waren unter einem Tunnel — dem begehrten Tunnel! . . . Und richtig! Keine einzige Lampe brannte! Der Lampenanzünder, der sich auf die Fürsorge der Vorsehung verließ, hatte uns in der vollständigsten Finsternis sitzen lassen.

Ich hörte ein heimliches Geräusch von Küssen, die neben mir gewechselt wurden, dann fühlte ich eine Hand, die nach der meinigen faßte und sie liebevoll umschlungen hielt. Sie war groß und stark, diese Hand, und konnte meiner hübschen Nachbarin nicht angehören . . . O Graus! es war die ungezogene Lieblosigkeit des Offiziers! Dieser Kriegsmann beging den zweiten schändlichen Irrtum, indem er mir jetzt „die Hand bearbeitete“, wie er vorhin „meinen Fuß bearbeitet hatte“!

— Aoh! meine Herren! rief da plötzlich der

Engländer, indem er ein Wachskerzchen anzündete — belästigt Sie etwa der Tabakrauch?

Ein Lichtschein erhellte bei diesen Worten den Waggon — und der Engländer, welcher mit der Cigarre in der Hand neben seiner Bank stand, konnte eine seltsamliche Gruppe in Augenschein nehmen: auf der einen Seite die Engländerin, seine Frau, sehr erregt und rot wie ein Bündel Kirichen — auf der andern den zu ihr herabgebeugten Dragoneroffizier, lächelnd, ritterlich, den Mund spitzend und mir fortwährend kräftig die Hand drückend . . .

Es war nur eine Minute — aber eine gar schöne Minute! . . . Der Offizier ließ mich rasch los, indem er zu mir sagte:

— Verzeihung, mein Herr! ich glaubte, die Hand am Griffe meines Säbels zu haben!

Als ob das natürlich wäre! . . . Das Handgelenk meines Armes hält der Mensch für . . . Oho! mein Herr Soldat! sehr höflich sind Sie gerade nicht! . . . Übrigens war die Situation so gespannt! . . er hatte ohne Zweifel den Kopf verloren! . . .

IV.

Wir fuhren aus dem Tunnel heraus . . Der Engländer stand noch immer aufrecht und schaute uns an mit einem festen, strengen Blicke . . . Ha! die Augen des Ehgemahls machten keine Liebeserklärung! Augenscheinlich bereitete sich in unserm Waggon irgend welche unangenehme Scene vor!

Der Engländer warf mit Würde seine Cigarre durch die Gardine und trat auf uns zu, abwechselnd und mit Aufmerksamkeit den Offizier und seine Ehegattin ins Auge fassend . . . Meine Augen folgten der Richtung der seinigen — und da erblickte ich eine entsetzliche Erscheinung, die ich bis dahin noch mit keinem Blicke bemerkt hatte. Ich bebe heute noch, wenn ich an sie denke!

Auf der linken Hälfte des Mieders von Milady — (also Herzseite!) — war in eine Staubschicht eine prächtige Männerhand eingegraben, die genau in den Größenverhältnissen derjenigen sich zu bewegen schien, die mich eben noch umschlossen gehalten hatte . . . Die vier Finger und der Daumen . . . und was für ein Daumen! Und auf dem Waffenrock des Offiziers reckten sich siegestolz zwei niedliche kleine Patschen, die ganz genau die zierliche Form der meiner Nachbarin gehörigen Hand zu haben schienen . . .

Diese drei Abdrücke waren es, welche der Ehemann mit Aufmerksamkeit verfolgte . . . Gerechter Gott! was bereitete sich vor?

Nach Verlauf von fünf Minuten . . . fünf tödlichen Minuten der Angst und Pein brach der Engländer endlich das Schweigen.

— Es thut mir leid . . . sagte er . . . es thut mir sehr leid!

Eine neue Kunstpause!

— Es thut mir leid, fuhr er fort . . . Der Herr Offizier, und Sie, Madame! . . . Sie sind geworden ohne Rücksicht . . . sehr ohne Rücksicht . . .

— Mein Herr! rief der Offizier, indem er sich aufrichtete.

— Yes! yes! . . . Wie sagen Sie doch gleich in Ihrer Sprach'? . . . Der Wagen hat gerüttelt . . . gerüttelt auf eine Weise sehr ohne Rücksicht, gar sehr ohne Rücksicht! . . . Entschuldigen Sie den Brall von Madame, Herr Offizier!

Und darauf legte er sich wieder ruhig, ohne ein Wort weiter zu sagen, auf seine Bank und fing an zu schnarchen, mit der Nase nach der Wandseite zugekehrt . . . Sein Rücken spreizte sich breit, platt, staubig . . . ein echter Ehemannsrücken!

Wir waren unter einen neuen Tunnel gefahren! . . . Ich näherte mich vorsichtig dem Schläfer, und

in der Finsternis tastend, schrieb ich ihm behutjam und sanft mit dem Daumen das Wort „Kuckuck“ auf den Rücken.

V.

In Dijon stiegen die beiden Inselbewohner aus, und ich hörte noch, wie die Engländerin zu ihrem Ehegemahl sagte:

— Aoh! Sie haben 'was auf dem Rücken!

— Auf dem Rücken?

— 'Was geschriebenes — ja! — auf den Staub Ihres Rockes geschrieben!

— Sagen Sie mir doch, was!

— Das Wort „Kuckuck“ steht auf Ihrem Rücken!

— „Kuckuck! Aoh! yes!“ machte der Sohn Albions.

Dann zog er auf der Stelle ein Taschenwörterbuch aus seinem Reisesack, und im Buchstaben K suchend, las er:

— Kuckuk, männliches Dingwort — Vogel von der Gattung der Elstern, der seine Eier ins Nest von anderen Vögeln legt . . . Aoh! das ist's nicht! . . .

Dann las er weiter:

— „Kleine Uhr aus Holz, welche die Stunden durch Ruckucksrufe anzeigt . . . Ich kleine Uhr . . . No! no!

Er flappte das Taschenwörterbuch zu mit den Worten:

— Ist doch Franzos pudiger Mensch! trotz allem! . . er hat mir gemacht „kleine Uhr“ auf den Rücken.

— Aoh! yes! sagte die Engländerin — er hat Ihnen „Ruckuck“ gemacht im Tunnel . . . Das ist sehr nett, sehr spaßig! . . macht sich sehr hübsch, das „Ruckuck“ . . Wirklich! aoh! yes! yes! sehr hübsch!





In einem Aprilmorgen, gegen fünf Uhr, ging Just Moravant, ein Schlächtergesell, die Rue Régis herauf und bog nach einem der Zugänge zum Marktplatz Saint-Maur ein. Zur nämlichen Zeit trat Aristides Epifer, ein Fischhändler, aus der Rue de la Cherche-Midi und begab sich durch die Rue Vérite nach dem der Rue Gerbillon entgegengesetzt liegenden Zugange des Marktes. Just und Aristides schritten aufeinander zu und schlugen sich, ohne ein Wort zu sprechen, das Gesicht mit den Fäusten blutig. Bevor man sie auseinander bringen konnte, hatte Just ein Auge, das aufgelaufen war wie ein zerbrochenes Ei, und Aristides die Nase so breit und rotumlaufen wie eine breitgequetzte Erdbeere. Man führte sie fort auf die Wache, und dort konnte ein jeder von ihnen nach Lust und Gefallen

Betrachtungen anstellen über die Laster und Schrecken des Krieges.

Eine halbe Stunde später, als diese Prügelei den ganzen Markt in Aufruhr setzte, kam die kleine Claudine mit ihrer Mutter, der Mama Turtaine, auf einem großen, hoch mit Gemüse beladenen Karren auf den Markt gefahren. Claudine sprang behend zur Erde, streichelte dem Gaul die Nase und trampelte auf den Steinen herum, um sich wieder zu erwärmen. Es sah wundernett aus, wie sie, mit dem roten Kopftuch, dem groben grauen Filzrock, bunten Stiefeln und mit Stroh ausgestopften Holzschuhen in tollem Wirbeltanz, sich drehte.

Die Sonne stieg herauf, gelb wie die auf dem Wasser der Weiher schwimmenden Rosen. Der Frühnebel zerteilte sich; ein eifiger Wind pfiff in der Luft, und der Herbststurm blies voll und kräftig seine durch Mark und Bein gehenden Fanfaren. Die Gemüsehändler kamen in Menge, sorgsam eingemummelt, das Gesicht in eine Kappe vergraben; aus den Falten eines alten Halstuchs guckte bloß die tiefblaurot gefärbte Nase hervor; die Schultern waren vor Kälte geschützt durch eine graue, schwarzgestreifte Wolldecke; die dicken Hände staken in großen grünen Handschuhen. Die einen packten ihre Karren aus, die anderen traten auf ein Frühgläschen in den nächsten

Weinladen, während die Gänse, froh in Ruhe zu sein, sich die Rüßtern rieben und lustig wieherten.

Die Straße war dicht vollgepackt mit Gemüse und Obst, und ein mitten durchgeschnittener und auf dem Rücken liegender Riesen Kürbis breitete seine weiße Fleischfläche auf dem tiefen Purpur der auf einen Haufen bunt durcheinander an dem Rande des Bürgersteigs hingeworfenen Pfingstrosen aus.

Drei Läden allein standen offen: Der Laden eines Schlächters, der eines Weinhändlers und der eines Apothekers; die Glasthür der Weinkneipe war von einem solchen Dampf überzogen, daß man die vor dem Ladentische stehenden Trinker nur wie durch einen Schleier sehen konnte. Sie sahen auf diese Weise aus wie Figuren eines chinesischen Schattenspiels. Diese Schattenrisse tanzten an der Wand und an der Thür wie auf einem weißen Tuche; die Nasen zeichneten sich in absonderlichen Gestalten, die Schnurrbärte schienen übermäßig groß, die Bärte wurden eifig und die Hüte knickten sich auf närrische Weise. Hier und da that sich die Thüre auf — ein Stimmengewirr drang aus dem Saale, und der, welcher ins Freie hinaustrat, fuhr geschwind mit den Händen in die Taschen und lief, so rasch ihn die Beine trugen, nach seinem Laden oder seinem Wagen. Beim Auspacken der Karren oder beim Austrinken eines Glases

wünschte man sich guten Morgen, tauschte man einen Händedruck, glückste man, lachte man. Der Schlächter zündete die Gasflamme an, packte seinem Burschen Mulden voll Fleisch auf den Buckel; seine Frau gähnte und wusch mit einem Schwamm die Marmortafel der Auslage, während, mit den Füßen an eisernen Haken an die Decke gehängt, der Rumpf eines großen Ochsen unter dem grellen Lichtschein der Gasflamme das gewaltige Spiel seiner Eingeweide zeigte. Der Kopf war gewaltsam vom Rumpfe gerissen und die Zipfel der Nerven bewegten sich noch, krampfhaft durchzittert wie Wurmhaufen, zusammenverflochten wie Ackerwinden. Der weit geöffnete Magen gähnte wild auseinander und spie aus seiner weiten Grube Fetzen von rötlichen Därmen. Wie in einem warmen Treibhause, entfaltete sich in diesem Rumpfe eine wunderbare Pflanzenwelt. Schlinggewächse von Aldern sprangen von allen Seiten heraus, zerzaustes Geäst nestelte sich am Rumpfe entlang, Gedärmblüten entfalteten ihre violettfarbenen Kronen, und dicke Fettsträucher blühten in voller Weiße auf dem roten Dickicht der dampfenden Fleischteile.

Der Schlächter schien entzückt von diesem Schauspiel, und neben ihm auf dem Bürgersteig hatten zwei alte Bauern ihre Pfeifen aneinander geschoben und qualmten dicke Rauchwolken. Ihre Backen bliesen

sich auf wie Ballons, und der Rauch drang ihnen aus der Nase heraus. Sie atmeten einen tüchtigen Vorrat von kalter Luft ein, um sich den Mund zu erfrischen, und legten ein Stückchen Papier auf den Taback, welcher zu glimmen anfang und lustige Glimmbilder auf dem versengenden Papiere zeichnete.

— Weißt Du was, Claudine? sagte die Mutter Turtaine; Du wirst Dich ebenso gut erwärmen, wenn Du den Wagen auspackst, als wenn Du da herumspringst. Komm und hilf mir!

— Da bin ich, Mama! . . . und sie stellte sich links vom Wagen und fing mit den Armen Körbe voll Blumen und Salat auf.

— Sage 'mal, flüsterte eine kleine Bäuerin ihr ins Ohr; wie 's scheint, haben Just und Aristides sich geprügelt heute Morgen: das ist doch ganz sicher bloß deinetwegen geschehen.

— O! die garstigen Burschen! gab Claudine, deren Gesicht von Trauer überzogen ward, zur Antwort — ich hab' sie doch so sehr gebeten, artig und vernünftig zu sein.

— Ach! du bist ganz gut; aber die Beiden sind wie zwei Kampfhähne — sie lieben Dich alle beide, und Du hast Dich noch nicht entschlossen, eine Wahl zu treffen.

— Aber ich weiß ja nicht, was ich machen soll;

mir ist der eine so lieb wie der andere, und die Mama mag keinen von beiden leiden — wie soll ich denn da die Wahl treffen?

— Versteufelte Töhere! rief die Mutter Turtaine, indem sie schwerfällig vom Wagen sprang — sie schwabt und schwabt, und die Arbeit geht nicht vom Flecke. Da hab' ich sie ebenso geschwind auch allein gemacht. Weißt Du was, Claudine? pug' unsere Kasten aus und mach' die Wärmepfannen zurecht!

Die Kleine entfernte sich, setzte aber mit ihrer Freundin die Auseinandersetzung über die Vorzüge und Mängel ihrer beiden Liebhaber fort.

Die Sachlage war wirklich äußerst verdrießlich; Claudine liebte sie beide, wie eine Schwester zwei Brüder lieben würde; aber, saperlot! von da bis zur Wahl eines von ihnen zum Manne war ein weiter Schritt. Just und Aristides sahen sich nicht im mindesten ähnlich; aber ein jeder von ihnen war in seiner Art so schön oder so häßlich wie der andere. Aristides war vielleicht ein hübscherer Mensch, aber er bezeugte einen ausgesprochenen Hang zur Fettsucht. Just war minder gut gebaut, sein Rücken war minder breit, aber er versprach muskulös zu bleiben und nicht, wie sein Gegner im Fett zu ersticken. Just hatte hübsches blondes, dicht gelocktes Haar; aber es war nicht dicht, und stellenweise sah man unter dem

Haarbusch eine lichte Stelle. Aristides hatte auch blondes Haar, stark und grob, aber von einer zarteren Färbung; und dann war's ein richtiger Urwald, der Scheitel war kaum sichtbar, etwa wie ein ganz schmaler Pfad in einem dichten Walde. Alle beide waren freimütig und gutmütig, aber streitsüchtig; alle beide besaßen kein Vermögen, aber beide waren mutige Gesellen, die vor keiner Arbeit zurückwichen und zuzugreifen verstanden.

— Kurz und gut, sagte die kleine Marie, indem sie sich vor Claudine stellte, welche mit unentschlossener Miene die Bänder ihrer Schürze drehte — diese Situation kann nicht fortdauern; sie werden sich schließlich noch den Hals umdrehen. Ich werde reden mit Deiner Mutter, wenn Du es Dir nicht getraust.

— O nein! Darum bitt' ich Dich: sprich nichts davon! Die Mama möcht' mich auszanken, ihnen Grobheiten sagen und verbieten, mich wieder anzusprechen.

— Weißt Du, Claudine: wir wollen die Vorzüge und Mängel, die Tugenden und Untugenden jedes Einzelnen abwägen, und dann wollen wir sehen, wer von beiden am meisten wert ist. Einerseits ist Aristides ein wackerer Bursche.

— O ja! was das betrifft: ein ganz wackerer Bursch'!

— Aber weißt Du, daß er 'mal aufgeh'n wird wie auf Hefen? und, schwerenot! 's ist gar nicht angenehm, einen Menschen als Mann zu haben, den jedermann wegen seiner Dickleibigkeit bejammert . . . Wahr ist's auch, fuhr sie fort, daß Just ein wackerer Bursche ist.

— O ja! was das anbetrifft, er ist ein ganz wackerer Bursch'!

— Ja, aber weißt Du auch, daß er sein ganzes Leben lang mager bleiben wird wie ein Plättbrett — und, meiner Treu! das muß ich sagen, daß es gar trübselig ist, all' sein Leben mit einem Menschen zusammen zu stecken, der aussieht, als wenn er 's liebe Leben nicht hat.

— Also, warf Claudine mit pfiffigem Lächeln dazwischen, wäre es das beste, einen Mann zu heiraten, der weder zu fett noch zu mager ist; aber dann dürste man weder Just noch Aristides nehmen.

— Ach nein! so meine ich's nicht! rief Marie — die Bursche lieben Dich; einer von beiden muß doch zum wenigsten der glückliche sein!

— Pst! ich mach', daß ich fortkomm' — ich hör' die Mama schimpfen!

— Ach, du lieber Gott, ja! sagte die Mutter Turtaine mit zorniger Stimme, die Hände in die Hüften gestemmt, den Bauch vorstreckend unter ihrer

blauen Schürze — 's ist gar eine schwere Sache, junges Volk so weit zu bringen, daß es auf die Worte ihrer Mutter hört! Sie hat nicht einmal unsern Platz gesetzt, man kann gar nicht steh'n drauf — so viel Schmutz und Staub liegt herum.

— Ach, bitt' schön! liebe Mama; schilt mich nicht! meinte die Tochter, eine schelmische Miene annehmend, welche die Liebe der beiden armen Bursche für sie nur gar zu sehr rechtfertigte — ich will auch gar nicht mehr schwätzen; ich verspreche 's Dir.

Sie machte ihre Auslage zurecht und blieb in Sinnen versunken. Sie dachte jetzt darüber nach, daß die beiden Nebenbuhler sich geprügelt hatten, und daß aus dieser Ursache keiner von beiden ihren kleinen Zufluchtsort gesetzt hatte, wie es sonst ihre Gewohnheit war . . . Wenn sie nur nicht am Ende gar verwundet sind, dachte sie und fühlte die meiste Zuneigung für den, der am meisten zu leiden hätte.

— Weißt Du was, sagte ihre Mutter, ich will uns den Kaffee holen gehen — sieh zu, daß Du mit allem fertig bist, wenn ich zurückkomme, damit ich in Ruhe frühstücken kann.

— Ist's wahr, sagte Claudine zu der Frau Truchart, ihrer Nachbarin und Tante, daß man sich heute Morgen hier geprügelt hat?

— Man hat's mir gesagt; es sind zwei schlechte

Subjekte; man sollte solche Prügelhelden tüchtig zusammenbeuteln, oder sie unter die Soldaten stecken, wenn sie so gern vom Leder zieh'n.

Klein=Claudinchen schwieg und stellte die Unterhaltung ein.

Ein Viertelstündchen nachher kam die Mama, die in jeder Hand einen Topf mit einer dampfenden bräunlichen Flüssigkeit hielt.

— Ach, das ist nett! ich erfahre ja schöne Sachen! wie's scheint, haben sich die beiden Schlingel Just und Aristides heute Morgen geprügelt deinetwegen. Sie sollen's sich nur beikommen lassen, uns etwa in die Nähe zu kommen! ich will sie schon empfangen, daß sie sich's merken sollen! Und Du — wenn Du ein Wort an sie richtest, oder ihnen Red' und Antwort stehst: dann sollst Du's mit mir zu thun bekommen. Hat man je so 'was erlebt?

Dem armen Mädel wurde das Herz schwer — so schwer, daß es nichts essen konnte. Plötzlich wurde sie weiß wie der Kalk an der Wand und schüttete die Hälfte ihres Kaffees auf ihren Unterrock; die beiden Widersacher waren soeben auf den Markt hinausgetreten: der eine mit seinem blauen Auge, der andere mit seiner ganz aus der Form geknickten Nase. Sie gingen an der Thür der Wache auseinander, und jeder ging auf einem andern Wege nach seinem Laden.

Den ganzen Tag schaute sie die beiden Bursche abwechselnd an, indem sie bei sich sagte:

— Der arme Kerl! was muß er für Schmerzen ausstehen mit seinem aufgeschwollenen Gesicht! . . .

Diese dicke, blutunterlaufene Nase brachte sie zur Verzweiflung. Dann sah sie den andern an.

— Hat der ein schlimmes Auge! flüsterte sie.

Und dieses Auge mit dem kohlschwarzen Ringe darum ließ es ihr eiskalt den Rücken entlang laufen.

— Muß das ein roher Mensch sein, der seinen Freund so auf die Augen hauen kann! dachte sie weiter.

Sie fing an, Abscheu gegen Aristides zu fassen; dann sah sie wieder dessen aufgetriebene Nase, und sie erging sich nun in Verwünschungen gegen den groben Jüst. Sie sann die ganze Nacht darüber nach und konnte kein Auge schließen.

— Was thun? was anfangen? dachte sie. Ihre Schuld ist's doch nicht, daß sie mich lieben . . . Ich will versuchen, morgen mit ihnen zu reden, und werd' ihnen das Versprechen abnehmen, sich nicht mehr zu schlagen.

Über diesen glücklichen Gedanken schlief sie ein und legte sich in ihrem kleinen Gehirn schöne Worte zurecht, um die beiden Bursche zu besänftigen. Sie fleidete sich am Morgen ganz nachdenklich an, half ihrer

Mutter beim Anschirren des Pferdes, und unterwegs, von Montrouge nach dem Markte, ging sie ihre kleine Rede noch einmal durch. Die Schwierigkeit war, mit ihnen zu reden, ohne von der Mutter gesehen zu werden. Sie sann auf alle möglichen Vorwände, einen Augenblick aus der Verkaufsbude zu entweichen und mit einem jeden der beiden Bursche zu reden, ohne vom andern gesehen zu werden.

— Schließlich, dachte sie, wird mir am Ende der Zufall eine Gelegenheit geben!

Und mit diesem tröstenden Gedanken beruhigte sie sich und peitschte ihr Pferd, daß es in einen kleinen Trab fiel und auf den entschlummerten Straßen die Hufeisen wacker klirren ließ.

Die beiden Nebenbuhler standen auf ihrem Platz und warfen sich herausfordernde Blicke zu. Sie stellte sich, als ob sie weder den einen noch den andern sehe, lud den Wagen ab und nahm sich vor, gegen neun Uhr, wenn der Markt voll Leute sein würde, zu entweichen. Wirklich überflutete um diese Zeit ein Schwarm von schlecht gekämmten, mit zerlöcherten Tüchern bedeckten Weibern, die einen vergnügten Blick auf ihre in der Anzucht schnopernden Köter warfen, die den Markt umschließenden engen Straßen. Unter dem Vorwande, eine Petersilienbütte zu suchen, die sie versteckt hatte, schlüpfte Claudine

durch die Menge und huschte in Just's Verkaufsstand. Er wurde blaß, als er sie sah, und dann plötzlich wieder rot, und sein Auge wurde tiefschwarz. Seine Bude war dicht angefüllt von Kundinnen; er antwortete kaum, verspürte große Lust, sie alle zum Teufel zu jagen, und wagte es doch nicht zu thun, weil er fürchtete, daß sein Brodherr in der Nähe sei und ihn überwache.

— Just! sagte sie zu ihm mit leiser Stimme, alle die schönen Redensarten vergessend, welche sie einstudiert hatte — versprechen Sie mir, sich nicht mehr zu prügeln . . .

— Aber, Fräulein . . .

— Versprechen Sie's mir, oder ich werde böse mit Ihnen auf immer.

— Ich verspreche es Ihnen, sagte er, puterrot werdend.

— Danke!

Und sie lief im Trab davon und zu ihrer Mutter zurück.

Eine Viertelstunde darauf gelang es ihr auf ähnliche Weise, aus der Bude zu huschen und Aristides zu überrumpeln, welcher sie mit verstörter Miene ansah, auf beiden Beinen wankte, ein paar Worte stammelte und sich gezwungen sah, sich zu setzen, zum großen Entsetzen der Käuferinnen, welche glaubten,

daß es ihm übel würde, und ein helllautes Geschrei anstimmten. Es blieb ihr kaum noch Zeit genug, sich zu flüchten.

— Du lieber Gott! du lieber Gott! flüsterte sie; welch' ein Unglück! ich hab' doch nichts gemacht, daß sie beide mich so närrisch lieben; diese armen Gesellen!

Gegen Mittag fing Just an, um sie her zu spionieren, und es gelang ihm, ihr ein Wörtchen zuzuflüstern, als sie einmal aus der Bude hinaustrat, um an einem außerhalb derselben stehenden Korbe etwas zurechtzuschieben.

— Ich kann nicht leben so! sagte er — ich will mein Hab und Gut verkaufen und vom Markte ziehen!

— Ach! rief sie da; dieser liebt mich am meisten — ihn will ich heiraten, wenn Mama will.

Eine Viertelstunde darauf, als sie Kerbel bei einer Bekannten holte, da in ihrer Bude dies Gemüse ausverkauft war, lief Aristides auf sie zu und flüsterte:

— Fräulein Claudine! ich will in die weite Welt gehen; ich bin zu unglücklich.

— Ach du lieber Gott! rief sie da; er liebt mich ebenso sehr wie der andere! Das ist doch zum Verzweifeln, so sehr geliebt zu werden!

Und während sie so sprach, fühlte sie, ohne daß sie's mochte, doch eine gewisse Freude, daß sie soviel Anbeter hatte.

Noch verwirrter als zuvor kehrte sie zurück. Was sollte sie machen? Das war die Frage, welche sie sich unaufhörlich vorlegte.

Inzwischen verflossen die Tage und die Liebhaber gingen nicht weg vom Markte.

— Der erste, der gehen wird, dachte sie, wird derjenige sein, der mich am meisten liebt!

Dann besann sie sich eines besseren und sprach ganz leise vor sich hin.

— Nein! derjenige, welcher mich zuerst verlassen wird, wird leben können, ohne mich zu sehen; also wird er mich weniger lieben.

Inzwischen verblieb jeder auf seinem Platze, da jeder den sehr einfachen Gedanken bekommen haben mochte: daß wenn er fortginge, er seinem Gegner das Feld räumte, der dann gewiß nicht fortgehen würde. Mithin hielten sie sich einander im Auge und fühlten rasende Versuchung, sich das Gesicht mit neuen Brandmalen zu zeichnen.

Unglücklicherweise war diese unsinnige Liebe, welche die kleinen Augen und die netten Wangen Claudinens in den Herzen der beiden armen Burschen entzündet hatten, bald in dem ganzen Stadtviertel bekannt.

Der Haarschneider von gegenüber, entzückt darüber, daß er eine Gelegenheit zum Schwätzen gefunden, erging sich, wenn er seine fettigen Hände und sein nicht minder fettiges Rasiermesser über das Gesicht seiner Kunden führte, in endlosen Erörterungen über die Schönheit und Gefälligkeit Claudinens. Dieses immer lauter werdende Geschwätz, das von Mund zu Mund ging, konnte natürlich nicht ermangeln, der Mutter Turtaine zu Ohren zu kommen. Ein Markt ist eine verjüngte Ausgabe einer Provinzialstadt: man verbringt dort die Zeit damit, über seinen Nächsten zu schimpfen und ihn so weit auszuziehen, als es irgend angeht: zwei sehr angenehme Beschäftigungen, wenn's ihrer je welche giebt! Die Hausverwalter des Stadtviertels, müde der Klagen über ihre Mieter und des Jammerns über das Geschick, das sie zu Hausverwaltern gemacht, ergriffen diese Gelegenheit, ihr Herzeleid zu brechen, mit Eifer und beeilten sich, so über das arme Mädchen herzuziehen, als ob sie längst für den Strick reif sei. Aufgebracht über dieses Gewäsch und diese Verleumdungen, faßte Mutter Turtaine den Entschluß, sie zu ihrer Schwester, nach Plaisir, im Departement von Seine-et-Dise, zu schicken.

Claudine ging mit schwerem Herzen und mit der Bitte an die Mutter, sie recht bald wieder zu ihr nach Paris kommen zu lassen. Die ersten Tage er-

schienen ihr gar traurig, und sie schrieb an ihre Mutter einen Brief, in welchem sie in herzlicher Weise um die Erlaubnis bat, wieder auf den Markt zurückkehren zu dürfen. Bald aber verursachte ihr der erst so sehr ersehnte Brief schreckliche Befürchtungen. Binnen wenigen Abenden war ihr Schicksal entschieden. Eines Abends, als sie nahe dem Espengehölz spazierenging, begegnete sie einem großen und schmucken Burschen, dessen aufgewecktes Gesicht und ehrsame Haltung ihr sogleich gefallen hatten.

Das erste mal sah er sie schüchtern an, und da er fühlte, daß die Augen des jungen Mädchens auf die seinigen geheftet waren, senkte er das Haupt, wurde rot bis hinter die Ohren und war nicht imstande, den Mund aufzuthun. Als er sie das zweite mal traf, wagte er es, sie anzusprechen, aber er stotterte wie ein Dummkopf und wurde noch röter als das erste mal. Das dritte mal machte er den Mund auf; es gelang ihm, ein paar Worte herauszubringen, ihr zu sagen, daß er sie kenne, daß sein Vater ein guter Freund von ihrer Mutter sei; und von diesem Augenblick an waren sie die besten Freunde von der Welt geworden.

Abends huschten sie aus dem Häuschen, trafen sich unten am Gange und spazierten an einem kleinen Bach entlang. Claudine ging ganz leise, die Augen

zu Boden geheftet, mit den Händen in den Schürzen-
taschen, und fühlte sich von köstlichen Beengungen
heimgesucht. Er blickte sie verstohlen an und verging
vor Lust, ein kleines rosiges Fleckchen, auf welchem,
wie ein Büschel loser Gräser, ein kleines Sträußchen
blasser Härchen wuchs, zu küssen; zwanzig mal stand
er auf dem Punkte, sich zu bücken und auf dieses
haarige Röschen seine Lippen zu drücken; in dem
Augenblick aber, da er sich krümmte und sein Mund
die Härchen streifte, machte Claudine eine Bewegung,
und rasch fand er seine Ruhe wieder und schritt
wieder neben ihr, seine Schüchternheit verwünschend
und sich gelobend, das nächste mal kühner sein zu
wollen.

Eines Abends gingen sie dicht am Rande des
Flusses. Der Mond hatte seinen weißen Wolken-
mantel abgeworfen und spiegelte sich im Wasser; er
war, wie eine silberne Sichel, auf ein blaues Moiré-
band gelegt. Unser verliebter Hans rückte Claudinen
näher, und in dem Augenblick, da er sie endlich auf
den Hals zu küssen im Begriffe stand, erblickte er im
Flusse das Abbild seiner Vielgeliebten, das ihn aus-
lachte über seine Unbeholfenheit. Diesmal verlor er
den Kopf und küßte das haarige Röschen so kräftig,
daß er ein paar Sekunden lang ganz weiß und dann
plötzlich wieder rot wurde.

Während Claudine that, als sei sie darüber furchtbar böse — was aber durchaus nicht der Fall war — stritten Just und Aristides, welche ihr gemeinsames Unglück einander näher geführt hatte, in untröstlichen Wechselreden über das liebliche Aussehen und die vielen Reize ihrer flüchtigen Göttin. Nichtsdestoweniger geschah es, daß, als der brennende Schmerz sich endlich beruhigt hatte, beide eines schönen Tages sich verheirateten. Obwohl sie keinem von beiden ihre Liebe geschenkt hatte, ward Claudine doch von dieser Nachricht ein bißchen unangenehm berührt. — So rasch vergessen zu sein! . . . Die Mannsbilder sind doch Ungeheuer! . . .

— Siehst Du, meine Tochter! sprach eines Tages die Mama Turtaine salbungsvoll; je stärker ein Mann liebt, desto minder lang bleibt er treu; merk' Dir das!

— Wenn mich nur mein Liebchen nicht auch so liebt, wie Just und Aristides mich liebten! dachte Claudine und verbot ihm, sie zu lieben.

— Wenn Du mich liebst, dann heirat' ich Dich nicht, sagte sie.

— Aber . . .

— Du kannst mir sagen, ob's Dir recht ist — wenn nicht, dann nicht!

— Ich schlage ein: 's ist also abgemacht, Clau-

dine, daß ich dich nicht liebe — sondern daß ich Dich verabscheue!

— Ach nein! so mein' ich's nicht: verabscheuen sollst Du mich nicht — das verlange ich gar nicht! ich will bloß, daß Du mich in der ersten Zeit nicht gar zu derb liebst!

— Und dann? . . .

— Na, dann werden wir schon sehen.

Vierzehn Tage darauf fand die Hochzeit statt.

— Ach! Claudinchen, das kleine rosige Fleckchen ist seit jener Zeit rot geblieben, und Dein Mann liebt Dich nicht! Aber welche Farbe wird es annehmen, wenn er Dich lieben wird, wenn Du ihm gestatten wirst, auf ihm die Fanfare der Küsse zu blasen?



Altweibersommer.



I.

 Das für ein drolliger Prozeß, welchen mir soeben der Maler Maleyme mit seiner fetten Bischofsstimme erzählte, bei jeder Gelegenheit in ein lustiges Gelächter ausbrechend, das dem Gerassel einer Kinderklapper und dem Geziepe der unter zarten Olivenblättern von der Sonne durchglühten Grillen gleich! . . .

Von Liebe sprechen? Ist das nicht immer dieselbe Litanei? Liebe in Variationen ist absurd, sie singt sich nur gut von Lippe zu Lippe, leise, langsam, wie ein Glas alten Weines, dessen berauschende Blume man in kleinen, langsamen Zügen schlürft.

Wechseln wir doch das Thema. Übrigens handelt es sich denn bei dieser erheiternden Geschichte nicht um die ewige Begierde und um zwei alte gute Narren,

in deren Herzen eine heiße Augustsonne täppischerweise ein längst erloschenes Feuer wieder anfachte?

Der Schauplatz befindet sich in Lothringen. Ein kleines Dorf, ausgebreitet am Fuße rebenbewachsener Hügel. Schiefe Häuschen mit Strohdächern, die unter dem üppigen Buchse des sie umrankenden Hopfens zusammenzubrechen scheinen, Thüren mit Holzriegeln und dem runden Loche, das die Rake hindurchschlüpfen läßt. Gartenfleckchen, in denen die Hühner mit dem Schnabel herumhacken. Und da unten ein Bach, welcher die Hecken benezt, zu welchen die Vögel kommen, um zu trinken und bei der untergehenden Sonne ihr Gefieder zu putzen . . .

Am Ende der Straße, in einem Laubdickicht scheinen die Häuser der Familien Saurin und Collignon gegen einandergelehnt zu sein, wie zwei befreundete Nachbarinnen, die einander unterstützen. Irgend ein Steinmetz hat ehemals das Datum 1753 mit großen Zahlen über beide Thüren eingemeißelt. Seit diesem fernen Jahre wohnen die Saurin und Collignon neben einander.

Sie kennen das herrliche Gedicht Copée's, die Verse, in denen er von dem glückseligen Ausruhen der Großmütter erzählt, zur Erntezeit, wenn die Dörfer leer sind:

„Und während der Zeit voll Arbeitslast
Großmütterchen vor der Thüre hält Rast,
Sie wärmt in der Sonne die zitternden Glieder,
Schaut still auf den Stock in den Händen hernieder.“

Ja dies ist die Jahreszeit, welche den guten
Alten lieb und angenehm ist.

So auch saß Catinette Saurin jeden Tag, wenn
die Sonne schien, gebückt auf der Schwelle ihres
Hauses. Ach sah es alt aus, das arme Weib! Ein
vorstehendes Kinn, ein runzliges Gesicht, ein Nagel-
profil, aber dabei solch sanfter Blick und solch weiche
Stimme in dem zahnlosen Munde. Noch ein wenig
koquett, trotz ihrer sieben und siebenzig Jahre und sauber
wie ein neuer Pfennig in ihrem weißen Kopfsputz
und dem mit roten Punkten überstreuten Busentuche.

Catinette war ehemals ein schlankes Mädchen
gewesen, wie es wenige auf dieser Welt giebt, lieb-
reizend, munter, immer die Erste am Sonntag beim
Tanz und oft, sehr oft die Letzte, die ihre Finger
ruhen ließ bei schwerer, mühsamer Arbeit. Sie hatte
Duzende von Liebhabern gehabt, doch keinen Gatten!
Das „Ja“ wollte ihr nicht über die Lippen.

II.

War es diese relative Jungfräulichkeit, welche Jean=Claude Collignon in Versuchung führte, oder vielleicht der Strumpf voll Goldstücke, welchen Catinette sorgsam in ihrem Strohsacke verwahrte? Eines Tages, als er seine Salatbeete harkte, wurde der Alte von solch einem malitiösen Sonnenstiche befallen, welche den Menschen sterblich verliebt machen.

Die Advokaten haben diesen Hauptpunkt nicht aufhellen können.

Kurz — an einem schönen Nachmittage Mitte Juli — kam Jean=Claude und setzte sich neben Catinette. Man schwatzte, man plauderte, man lachte. Für diese Gelegenheit hatte er seine schönste Weste aus dem Kleiderschranke geholt, sie war geblümt und stammte aus dem Jahre 1830. Er fühlte sich verjüngt, aufgeweckt. Und, der Teufel, er konnte sich nicht mehr zurückhalten und faßte Catinette um die Taille, und Catinette ließ es geschehen, ganz glücklich schloß sie die Augen und glaubte sich in vergangene schöne Zeiten zurückversetzt.

Zwanzig Tage lang sah und hörte die Kaze, welche sich beständig an dem Kleidersaume der Alten rieb, wunderbare Dinge, so daß ihre großen grünen Augen vor Erstaunen sich immer weiter öffneten.

Sie sagten einander sehr zärtliche und sehr alberne Liebesworte, wie man sie des Abends hinter blühenden Hecken vernimmt. Sie küßten einander! O Virgil! sie küßten einander mit Genuß auf die weichen Lippen. Und manchmal vertiefte sich das Bärchen Hand in Hand in der Dämmerung in das dunkle Gehölz, in das duftende Laubwerk, in welchem nichts die himmlische Ruhe störte. Da hörten sie die Nachtigallen singen. Sie duzten einander. Catinette nannte ihn Jeannot (Hänschen) und er nannte sie Titine (Tinchen).

Mein Himmel, wie das bleiche, spöttische Gesicht des Mondes gelacht haben wird, als er sie in seinem matten Schimmer wie zwei altertümliche Marionetten herumspazieren sah, sich mit grotesken Geberden hin und her wiegend und halblaut sehnsuchtsvolle Liebesworte flüsternd mit dem scharfen Tone einer Harmonika, welcher den Stimmen der Siebzigjährigen eigen ist.

III.

Und während dieser schönen Liebeszeit ging in der Wirtschaft Jean-Claude's Alles darunter und darüber. Das Unkraut überwucherte die Beete. Die Kaninchen

hatten die Fliederhecken durchbrochen und überluden sich den Magen in den Gemüsebeeten, wo die Kohlköpfe sich mit ihren weißlichen Herzen ausbreiteten und mit ihren glänzenden Blättern, die schon von Ferne eine gute Suppe ahnen ließen. Die krausen Federbüsche der Mohrrüben fielen farblos und welk ab, denn die Gießkannen schlummerten friedlich auf dem weißen Brunnenrande. Und die fecken Sperlinge hielten ihre Zusammenkünfte in den Pflaumenbäumen des guten Mannes, sie pickten die saftigen Reine-Claude und die duftenden Aprikosen des guten Mannes an . . . Jean-Claude beschäftigte sich nur noch mit Catinette.

Er hatte sein Arbeitsgerät in einen dunklen Küchenwinkel geworfen und die Spinnen webten philosophisch ein Leichentuch aus Spizen darüber.

Tag um Tag verging: Catinette ließ sich lässig von diesem Liebesgemurmel einwiegen, welches lieblich ihre etwas tauben Ohren kitzelte. Bei all' ihren zärtlichen Unterhaltungen war aber nie von einer Heirat die Rede. Jean-Claude getraute sich nicht. Er wurde von einer kindischen Verlegenheit und Schüchternheit ergriffen, wenn er die verhängnisvolle Frage stellen wollte.

Die Spaziergänge durch's Feld folgten einander, die Baudereien in der Sonne wiederholten sich. Die

Sperlinge plünderten die letzten Früchte des Obstgartens und Jean=Claude war soweit wie bisher.

Schließlich aber faßte er einen festen Entschluß und eines Abends nach unwiderstehlichen Erklärungen und endlosen Liebkosungen, schlug er Catinette vor, sie wollten ihren Bund durch das Sakrament der heiligen Ehe weihen lassen.

Die Alte schien ihn nicht zu hören. Zum zweiten Male wiederholte Jean=Claude seinen Heiratsantrag. Da zuckte Catinette die Achseln und den Körper von zitterndem Lachen erschüttert, bot sie dem Freier am Rande des Grabes Troß.

— Mich verheiraten! Jeannot, sagte sie, mich verheiraten, mit sieben und siebenzig Jahren! . . . Denke doch nicht daran, mein Kleiner! Wir würden noch nicht den letzten Bissen von unserem Hochzeitsmahle verschluckt haben, so würden die Hochzeitsgäste genötigt sein uns auf den Kirchhof zu tragen! Wozu sollten wir uns denn übrigens verheiraten? Du hast drei Zähne und ich habe keinen einzigen mehr . . . Wir wären ein trauriges Paar, nicht wahr?

IV.

Jean=Claude Collignon wurde also abgewiesen und von diesem Augenblicke an kam er nicht mehr

und setzte sich zu Catinette; er lauschte nicht mehr auf die Nachtigallen im Gebüsch.

— Vermünschte Alte! stammelte er grob, das sollst Du mir büßen!

Und wütend, von Schmerzen gepeinigt, hustend, als wenn er seine Seele aushauchen wollte, eine Folge seiner nächtlichen Spaziergänge und des verliebten Sitzens auf dem feuchten Grase; außer sich seinen Garten so verwüstet zu sehen, machte er einen Prozeß gegen Catinette anhängig. Einen Prozeß in aller Form!

„Weil“, sagte die Klage, „Fräulein Saurin (Catinette) den Kläger unrechtmäßigerweise zu einem Irrtum verleitet hat, verlangt derselbe, daß diese verurteilt werde ihn für die einundzwanzig Tage, an welchen er ihr die Cour gemacht hat, zu entschädigen“.

Dies ist der Prozeß, bei dessen Entscheidung sich die Richter von Epinal gewiß die Seiten gehalten haben vor Lachen.

Jean-Claude Collignon hat ihn verloren, wie man wohl denken konnte.



Inhalts-Verzeichniss.

Lili	3
Marietta dal' Dro	15
Pariser Vorstadtleben	37
Warum nicht?	53
Herminens Mitgift	75
Na so'n Papa!	91
Die vier Finger und der Daumen	113
Claudine	127
Altweibersommer	149





Bayerische
Staatsbibliothek
München

8



Zola, Émile,

Lili von Emile Zola und andere Erzählungen Ausgewählt und ins Deutsche ü
bertragen von Paul Heichen

Berlin W. [1888]

P.o.gall. 2569 o

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11667970-7